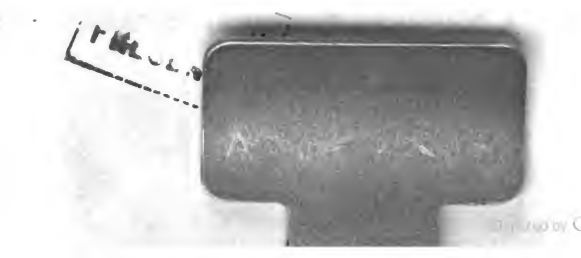




Das

Staatsgefängniß.

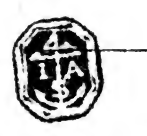


aus der neuesten Geschichte.

Von

August Schrader,

Verfasser von: „Der Graf von Lally-Tollendal." ꝛc.



Zweiter Theil.

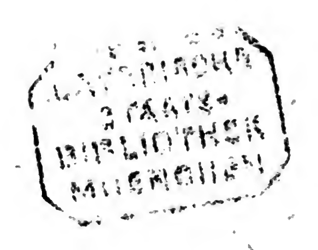
Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1849.



Das Staatsgefängniß.

Zweiter Theil.



1.

Es war noch früh, als Richard Bertram das Dachstübchen betrat, das er am Abend zuvor mit dem Vorsatze, durch seinen Tod der armen Mutter in dem Hospitale eine Zufluchtsstätte vor Mangel und Elend zu sichern, verlassen hatte. Wie ein Mensch, der nicht weiß, was mit ihm vorgegangen, sah er sich einige Augenblicke um, seine Sinne zu sammeln und nur zu bald überzeugte ihn die armselige Umgebung von der Trostlosigkeit seiner Lage. Ein Fieberfrost durchbebte seine Glieder, erschöpft sank er auf einen der harten Holzstühle nieder.

Der junge Mann konnte sich ungestört seinen Gedanken hingeben, da Frau Bertram sich bereits bei ihrem kranken Nachbar befand und die Rückkehr ihres Sohnes nicht bemerkt hatte. Den bren-

nenden Kopf in beide Hände gestützt, saß der arme Dichter an seinem Schreibtische und gedachte der Begebenheiten, die sich seit kurzer Zeit ereignet. Wie Bilder einer kranken Phantasie zogen sie an ihm vorüber, ohne ihn aufzuregen; sie entrückten ihn selbst der Gegenwart und gewährten eine Unterhaltung, wie die Träume dem Fieberkranken im halbwachen Zustande. Richard durchlebte noch einmal im Geiste die jüngste Vergangenheit, er empfand die Leiden und Freuden derselben wie ein Träumender, der weiß, daß er träumt, aber sich den Armen des mächtigen Schlummergottes nicht entreißen kann — ruhig und willenlos ließ er sich leiten; als seine Gedanken aber dort ankamen, wo die Vergangenheit sich von der Gegenwart schied, zerriß plötzlich der Schleier, der seinen Geist umzog, die Wirklichkeit erinnerte ihn an die Schrecken der Zukunft und eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich des Armen, daß er seinem Lebensretter, statt ihm zu danken, fluchte.

In diesem Augenblicke ward die Thür geöffnet und Franz erschien auf der Schwelle.

— Dem Himmel sei Dank, rief er freudig bewegt, da ist er!



— Was wollen Sie? fuhr ihn Richard an, indem er mit zornigen Geberden aufsprang, als ob er ihm den Eintritt verweigern wollte. Was wollen Sie? Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale! —

— Richard Bertram, sprach Franz in einem ruhigen, wehmüthigen Tone, so empfangen Sie Ihren besten Freund?

— Meinen Freund? Ich habe keinen Freund auf dieser Welt, antwortete Richard düster; wollen Sie aber den Mangel dafür gelten lassen, so muß ich bekennen, daß er mir schon seit lange ein treuer Gefährte war. Wer hat Ihnen meinen Namen und meine Wohnung genannt?

— Die Vorsehung, rief der junge Kaufmann, indem er eintrat und die Thür schloß; ja die Vorsehung durch einen seiner Engel!

— Die Vorsehung! wiederholte bitter lächelnd der Dichter. Ich beneide Sie um diesen Glauben.

— Lästern Sie nicht, mein Freund, sie läßt sich nicht hinwegläugnen und ich hoffe, Ihnen Beweise liefern zu können.

— Sie, mein Herr, Sie?

— Ja, ich, mein armer, armer Freund! Doch

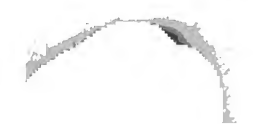
zuvor lassen Sie mich ein wenig erholen, ich bin so bewegt — —

— O, mein Gott, fuhr er nach einer Pause fort, in der er das armselige Zimmer betrachtet hatte, dieser Mangel, dieses Elend! Und hier, hier — —!

Ein heller Thränenstrom rann über die Wangen des jungen Mannes, er mußte sich abwenden, um einige Augenblicke zu weinen. Verwundert blickte ihn Richard an, denn es war der erste Mensch, der seinem Schicksale eine Thräne weinte.

— Sie sehen, mein Herr, sprach der Bewohner des Dachstübchens ruhig, aber in einem bittern Tone, daß es einträglicher ist, mit einem Gänsekiele Zahlen zu schreiben, als Gedanken mit einer Adlerfeder. Die Poeten werden Bettler, die Kaufleute füllen ihre Kassen; die Handelsherrn bauen Paläste, die Dichter werden auf die Straße geworfen. Wenn dies die Werke der Vorsehung sind, haben Sie Grund genug, an eine solche zu glauben.

— Richard, rief Franz, ich verzeihe Ihnen den Ausbruch Ihrer Verzweiflung und begreife ihn vollkommen, nachdem ich Ihre Lage kennen gelernt. Wo ist Ihre Mutter?



— Sie sitzt, wenn ich nicht irre, an dem Krankenbette meines blinden Nachbars, der ebenfalls den Vorzug hat, ein Dichter zu sein und zu hungern.

— Bevor ich Sie bitte, mich ihr vorzustellen, habe ich mit Ihnen zu reden. Wollen Sie mich ruhig anhören?

— Nein, nein! rief Richard mit Heftigkeit, lassen Sie mich. Was können wir uns gegenseitig sagen? Sie haben mir das Leben gerettet — das ist ein Dienst, für den ich Ihnen nicht danken kann; Sie haben mir eine Stelle angeboten — das wäre etwas: ich will aber von Ihren Wohlthaten keinen Vortheil ziehen und ich denke, ich habe das Recht dazu. Ich will frei und unabhängig so lange in meiner Dachstube bleiben, bis man mich hinauswirft, und da dieser Termin nicht mehr fern ist, gönnen Sie mir die kurze Frist der Ruhe. Ich lasse Ihren edlen Absichten volle Gerechtigkeit widerfahren; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß man die Leute nicht gegen ihren Willen zum Danke verpflichten muß und daß mit Aufdringlichkeit fortgesetzte Wohlthaten lästig werden!

— Richard, rief Franz und sah dem Hefti-

gen mit dem Ausdruck der höchsten Freundschaft in das rollende Auge, Sie wissen in diesem Augenblicke nicht, daß es Ihnen unmöglich ist, mich zu beleidigen!

— Und warum unmöglich? fragte der Dichter, dem die Aeußerung des freundlichen Franz eine willkommene Gelegenheit bot, eine Beleidigung herbeizuführen, das Gespräch, in dem er zu unterliegen fürchtete, abzubrechen — warum unmöglich? Vielleicht weil Sie reich sind und ich ein armer Teufel bin? Das ist eine von den gewöhnlichen Unverschämtheiten der übermüthigen Emporkömmlinge!

Betroffen über diese Worte sah Franz den jungen Dichter einen Augenblick an, er wußte nicht, ob er ihn für stolz oder für verrückt halten sollte. Richard hatte sich entrüstet von ihm abgewandt und sah durch das Fenster.

— Mein Gott, fragte der Kaufmann theilnehmend, was hat sich denn seit einer Stunde ereignet, Sie sind ja nicht mehr derselbe Mensch? Haben Sie vergessen, was Sie mir versprachen und daß wir Freunde sind? Fassen Sie Muth, armer Freund, und gedenken Sie Ihrer Mutter!

Die letzten Worte hatte Franz mit bebender Stimme gesprochen, sie drangen dem lebensmüden Richard tief in die Seele und erinnerten ihn an seine Pflicht.

— Meine Mutter! rief er bewegt aus, meine arme Mutter! Ach, Verzeihung, lieber Freund, fügte er hinzu, indem er Franz die Hand reichte, ich muß Ihnen wohl als ein Ungeheuer von Stolz und Undankbarkeit erscheinen — doch halten Sie mich nicht dafür, ich bin ein Unglücklicher, von aller Welt Verlassener, das ist alles! Aber ich kann weder unter Ihrem Dache wohnen, noch irgend etwas von Ihnen annehmen — nein, nein, es ist unmöglich!

— Richard, bedenken Sie Ihre Mutter!

— Wüßten Sie den Grund meiner Weigerung, würden Sie nicht weiter in mich dringen. Um mich Ihnen dankbar zu zeigen, werde ich das Leben, das Sie mir gerettet, erhalten und für meine Mutter zu verwenden suchen, daß sie der Wohlthaten Anderer nicht bedarf, vielleicht ist mir das Glück noch einmal hold. Doch Ihrer selbstwillen beschwöre ich Sie, lassen Sie mich und treten Sie zu mir in keine Beziehung, selbst

nicht in die entfernteste! Lassen Sie mich und beschwören Sie den Stern nicht wieder herauf, der mir den Weg zu meinem Grabe beleuchtete.

— Armer Freund, Sie gehen zu weit! Denken Sie, ich sei Ihr Bruder, Ihr Bruder, der helfen kann und will.

— Sie wollen und können der Armuth helfen? Gut, so gehen Sie zu meinem blinden Nachbar, einem armen Greise, auf dem ebenfalls der Fluch der Wissenschaften ruht, gehen Sie zu ihm und helfen Sie. Ich kann und werde nie etwas von Ihnen annehmen.

— Wollten Sie meine Studien nicht leiten? fragte Franz; wollten Sie nicht mein Lehrer sein?

— Entbinden Sie mich meines Versprechens, antwortete Richard, ich kann es nicht halten. Wozu auch würden Ihnen die Kenntnisse nützen, die Sie von mir erlangen könnten? Sollte Ihnen der Himmel einmal Kinder schenken und Sie wissen nicht, was Sie damit beginnen sollen, so schicken Sie dieselben auf eine Universität; dort lernen sie alles, was nöthig ist, um einst zu verhungern. Doch jetzt, mein Herr, bitte ich Sie, verlassen Sie mich, denn meine Mutter wird zu-

rückkehren; sie ist krank und kann keine Besuche empfangen.

— Ihre Mutter ist krank, rief der junge Kaufmann, und Sie weisen meine wohlgemeinte Anerbietung zurück? O Himmel, fügte er schmerzlich hinzu, dann ist es nicht allein Ihre, sondern auch meine Pflicht, alles aufzubieten, die arme Kranke zu pflegen und für sie zu sorgen! Hat sie einen Arzt?

— Einen Arzt — sprach Richard mit bitterm Lächeln, wozu ein Arzt?

— Ist die Krankheit Ihrer Mutter unheilbar?

— Ich hoffe es, war die ruhige Antwort des Dichters. Gott, der ihren Geist in die Region der Träume geführt, wird ihr die traurige Gnade nicht verleihen, ihr das Bewußtsein ihres Unglücks zurückzugeben. Es giebt Augenblicke, in denen ich meine Mutter beneide.

— Allmächtiger Gott, rief Franz in Verzweiflung, so ist sie wahnsinnig?

Richard sah seinen Lebensretter, der laut schluchzend vor ihm stand, verwundert an, er wußte nicht, was er von dem Manne, der seit gestern Abend

so warmen Antheil an seinem Schicksale nahm, denken sollte.

In diesem Augenblicke ließen sich Schritte auf dem Vorsaale vernehmen. Gleich darauf öffnete sich die Thür und Richards Mutter trat ein. Die arme Wahnsinnige trug einen alten zerrissenen Mantel, den sie fest um ihre Schultern zusammenzog, als ob sie sich vor Kälte schützen wollte. Eine weiße Morgenhaube, die vor Jahren einmal in der Mode und schön gewesen war, hielt ihr Haar zusammen, das an einigen Stellen in Unordnung herabhing. Ohne den Fremden, der sich bei dem Geräusche des Eintretens zur Seite zurückgezogen hatte, zu bemerken, ging sie mit dem Lächeln, das armen Wesen ihrer Art eigen ist, auf Richard zu, und reichte ihm mit den Worten die Hand:

— Mein Sohn, bist Du endlich da?

— Guten Morgen, liebe Mutter, antwortete Richard, indem er die dargereichte Hand an seine Lippen drückte. Verzeihung Mutter, wenn ich Ihnen durch meine Abwesenheit Sorgen und Kummer bereitete!

— Wohl war ich in Sorgen, mein Richard,

als Du mit der Nacht nicht heimkehrtest; schon glaubte ich, daß die Mächtigen dieser Erde mich auch meines Richard beraubt hätten, wie sie mir vor langer, langer Zeit meinen Gatten raubten und meinen kleinen lieben Fritz. Doch dem Himmel sei Dank, ich habe Dich wieder, die arme Wittwe Bertram hat nur ihren jüngsten Sohn zu beweinen, der vielleicht gestorben ist, indem er seine Mutter verfluchte!

Richard, rief die arme Frau mit dem Ausdrucke des höchsten Schmerzes, bleibe Du bei mir, verlaß mich nie wieder, daß ich nicht allein in der Welt stehe!

Länger konnte sich Franz, der am ganzen Körper zitternd, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Unterredung gefolgt war, nicht halten, überwältigt von Schmerz und Freude stürzte er vor Frau Bertram, welche mit einem Arme ihren ältesten Sohn umschlungen hielt, auf beide Knie nieder und rief:

Nein, Mutter, nein, Ihr Fritz lebt und hat nur ihren Namen genannt, um ihn zu segnen!

Laut weinend hatte der junge Mann die Hand

der erschreckten Frau ergriffen und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

— Richard, stammelte die Mutter und sah mit starren Blicken auf den Knieenden herab ohne ihm ihre Hand zu entziehen, wer ist dieser Mann? Er weint — seine Hand bebt — Richard, wer ist dieser Mann?

Aber auch Richard war keines Lautes mächtig, einer Bildsäule gleich stand er da und sah mit weit aufgerissenen Augen den Fremden an, den das Schicksal ihm als Lebensretter entgegengesandt. Der Gedanke, Anna's bestimmter Gatte sei sein Bruder, stieg mit Blitzesschnelle in ihm empor und beraubte ihn fast seiner Besinnung.

— Richard, rief Franz, indem er beide Hände emporstreckte, begreifst Du nun, warum ich Dich nicht verlassen? O so antworte doch Deiner Mutter, fügte er dringend hinzu, und sage ihr, daß dein Bruder zu ihren Füßen liegt, Dein Bruder und ihr todtgeglaubter Sohn, der sich von diesem Augenblicke an nie mehr von Euch trennen wird!

Wie immer, wenn die Vergangenheit in ihr emporstieg, so sank auch jetzt die Nacht des Wahn-

sinns mit doppelter Schwere auf die arme Mutter herab; sich ihrer Umgebung völlig unbewußt starrte sie mit trockenen Augen vor sich hin und zog den Mantel fester um ihre Schultern, als ob sie von einem Fieberfroste durchbebt ward.

— Mein Herr, unterbrach Richard die eingetretene Stille, nachdem er seine Mutter auf einen Stuhl niedergelassen, Sie scheinen es sich mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit zur Aufgabe zu stellen, kein Mittel unversucht zu lassen, mich Ihnen zu verpflichten. Ihr Benehmen, das Sie bis jetzt gegen mich beobachtet, ließ mich einen Mann in Ihnen erkennen, dessen biederer Charakter mir Achtung auferlegte, ich suchte und fand keinen andern Grund Ihrer humanen Annäherung, als eben diesen Charakter; wenn Sie aber den Schmerz meiner armen Mutter, den Sie aus dem kurzen Gespräche, das vorhin stattfand, kennen lernten, und den Umstand, der ihr diesen Schmerz bereitet, zur Erreichnng Ihres Zweckes verwenden wollen, so erlauben Sie mir die offene Erklärung, daß ich Sie für einen überspannten Abenteurer, oder für einen Menschen halte, der gedungen ist, wenn er nicht selbst Gründe dazu hat, mich und meine

Mutter so abhängig zu machen, daß wir gezwungen sind, uns einem unbekannten Plane zu fügen. Was auch immhin Ihre Absicht sei, entfernen Sie sich, und überlassen Sie uns unserm Schicksale!

Franz erhob sich und sah schmerzlich lächelnd dem entrüsteten Bruder in das Angesicht.

— Richard, rief er nach einer Pause aus, und die Gefühle seines Herzens strahlten aus den feuchten Augen, Du hältst Deinen Bruder für einen leichtsinnigen Abenteurer, für einen Verräther! Regt sich denn kein Gefühl, keine Stimme in Dir, welche die Nähe des brüderlichen Herzens verkündet? Mir sagt es mein ganzes Wesen, daß ich meine Mutter, meinen Bruder wiedergefunden, mir sagt es die Freude und der Schmerz, daß ich das Ziel meiner Sehnsucht erreicht habe. Ja, ich bin jenes Kind, das Ihr verloren glaubtet, ich bin der kleine Fritz, den unsere arme Mutter beweint. Noch sehe ich den prächtigen Wagen und die raschen Pferde, welche mich von der Hand der Mutter trennten, noch höre ich den Schrei der Unglücklichen, indem ich durch das Gedränge von ihr entfernt wurde. Weinend durchirrte ich die mir fremden Straßen, bis ich mit den Einbruche der Nacht

erschöpft vor einem großen Hause niedersank. Da trat plötzlich ein Mann zu mir und führte mich in das große Haus. — es war Herr Hubertus, der edelmüthigste aller Menschen. Seine Liebe und Sorgfalt lehrten mich ihn bald als meinen Vater betrachten; aber wie viel Thränen habe ich um meine Mutter und meinen Bruder geweint! Was ich von meiner Familie und dem Vorfalle mit dem Wagen wußte, theilte ich meinem Wohlthäter mit, er stellte Nachforschungen an; aber niemand konnte ihm Auskunft ertheilen. Herr Hubertus beunruhigte sich über dieses Geheimniß, er glaubte, daß euer Verschwinden einen politischen Grund habe, und um von meinem Haupte jede mögliche Gefahr abzuwenden, ließ er mich meinen Namen ändern. Ach, Mutter, Bruder, unsere Wiedervereinigung ist ein Wunder der Vorsehung, ich erblicke darin den Beweis, daß Alle unsere Leiden nun geendet sind! Abends, wenn ich zur Ruhe ging, hörte ich den leisen Gesang meiner guten Mutter, ich sah sie an meinem Bette sitzen, wie sie sich zu mir herabneigte, ich fühlte ihren Hauch, ihre Küsse: dann falteten sich die kleinen

Hände, die Lippen der Mutter begannen das Abendgebet — —

„Sei der Kinder Schutz und Rather,

„Herr in lichten Himmelshöh'n!" flüsterte in diesem Augenblicke die arme Wahnsinnige, die mit zum Gebete verschränkten Händen da saß und lächelnd vor sich hinblickte, wie auf einen geliebten Gegenstand; die Erzählung hatte die Erinnerung an jene Zeit mächtig in ihr angeregt, sie begann das Abendgebet.

„Sei, Allmächt'ger, unser Vater,

„Laß uns nicht in Leid vergeh'n! rief Franz, von seiner Empfindung hingerissen, das Gebet fortsetzend; dann stürzte er wie bewußtlos zu den Füßen der Mutter nieder.

— Mein Kind, mein Kind! schrie die Mutter in durchdringenden, grellen Tönen und die Freude schien die Fesseln des Wahnsinns gesprengt zu haben. Bete, mein Sohn, bete, daß ich Deine Stimme höre — küsse mich, daß ich Deinen Hauch fühle und das Feuer Deiner Purpurlippen! Siehst Du, mein Fritz, fuhr sie meinend fort, warf ihren Mantel zur Erde und umschlang den Sohn mit beiden Armen, siehst Du, der Herr al-

ler Wesen war Dein Schutz und Rather, Du bist ein schöner junger Mann geworden; doch mich hat er verlassen, mich hat er für meinen Frevel bestraft und mit Unglück überschüttet. Doch nein, ich muß wohl genug gebüßt haben, denn er hat mir ja meinen Sohn wieder gegeben, ich halte ihn in meinen Armen und bin gewiß, daß er noch lebt und mich nicht verflucht hat! Ja, fügte sie hinzu, und sah mit einem Entzücken, wie es nur eine Mutter bei dem Wiedersehen ihres verloren geglaubten Sohnes empfinden kann, den jungen Mann an, ja, dies ist das Bild, das mir in meinen Träumen vorschwebte, so dachte ich mir den kleinen Fritz, wenn er zum Manne herangewachsen wäre!

Schweigend hielten sich Mutter und Sohn umschlungen und weinten heiße Thränen der Freude.

Einen schlagendern Beweis, daß der fremde junge Mann sein Bruder sei, konnte Richard nicht fordern. In sich gekehrt und erschüttert von der Scene, die sich vor seinen Augen ereignete, stand er da, ohne ein Wort zu reden. Er wußte nicht, ob er die Wiedervereinigung mit seinem Bruder für ein Glück oder für das

verhängnißvolle Spiel des Zufalls halten sollte, dessen Opfer er sich wähnte, denn er empfand in diesem Augenblicke zum erstenmale die furchtbare Qual der Eifersucht. Doch schon im nächsten Augenblicke besiegte sein edler Charakter die emporkeimende Leidenschaft, er sah in Franz nur seinen Bruder und Lebensretter, und mit diesem Gefühle trat er der Gruppe näher.

— Bruder, sprach er reuig, kannst Du mir verzeihen, wenn ich Dich verkannte? Das Unglück hat mich und unsere Mutter so grausam verfolgt, daß ich den Glauben an die Menschen schon seit lange verloren. Verzeihung, mein Bruder, mein Lebensretter!

— Richard, rief Franz, indem er sich leise seiner Mutter entwand und dem Bruder die Hand reichte, hatte ich nicht recht, als ich Dir sagte, ich bringe Beweise, die Deinen Glauben an die Vorsehung wieder befestigen sollen?

— O mein Gott, rief Frau Bertram, und blickte gerührt zum Himmel empor, ich danke Dir, die Vergehen der Mutter hindern die Brüder nicht, sich zu lieben!

— Mutter, sprach der Dichter, was sollte mich

abhalten, ihn zu lieben? Ich kannte ihn schon, ehe ich wußte, daß er mein Bruder sei, und wenn ich Ihnen erzählte, welchen Dienst er mir geleistet — —

— Still, Richard, unterbrach ihn Franz eifrig, laß die Vergangenheit ruhen; sie sei für uns beide vergessen!

— Braver Sohn! sprach Frau Bertram; sollte man nicht glauben, Du hättest Deine Mutter in einem Palaste wiedergefunden? Doch sieh Dich nur um, fügte sie schmerzlich hinzu, Du kannst nur Noth und Elend mit uns theilen, die Annehmlichkeiten des Lebens sind uns fremd.

— Und wenn es wahr wäre, rief der Associé des Herrn Hubertus, indem er freudig beide Hände seiner Mutter ergriff, wenn ich das größte Elend mit Ihnen theilen müßte, mein Glück über unser Wiederfinden würde nicht einen Augenblick getrübt werden. Aber ich wiederhole Ihnen, alle unsere Leiden sind nun geendet, Kummer und Entbehrung sollen Ihnen in Zukunft fremd bleiben und die Liebe Ihrer Kinder soll Ihnen das Leben verschönen und die Vergangenheit vergessen machen. O, meine gute Mutter! Auch eine Tochter wer-

den Sie in der Zahl Ihrer Kinder haben, fügte er etwas leiser hinzu, einen Engel an Schönheit und Herzensgüte, der Ihnen stets zur Seite bleiben wird.

— Eine Tochter, sagst du? fragte die Mutter neugierig und aus ihren Augen strahlte wieder jener unheimliche Glanz, der ankündigte, daß ihr trauriger Geisteszustand zurückgekehrt sei. Der großen Aufregung folgte nun auch die Erschlaffung des Körpers, erschöpft blieb sie noch einige Augenblicke stehen, dann sank sie auf ihren Stuhl zurück. Franz gewahrte nichts von dieser Veränderung, ihm waren die Symptome einer solchen Krankheit unbekannt; dann auch war er zu glücklich und zu sehr mit der Zukunft beschäftigt, als daß er an etwas Anderes denken konnte.

— Ja, Mutter, antwortete er, auch eine Tochter, denn ich habe Sie um Ihren Segen zu meiner nahe bevorstehenden Verbindung mit der liebenswürdigen Tochter meines Wohlthäters zu bitten. O mein Gott, rief er im Uebermaße seines Glückes aus, der Segen der Mutter wird mich zum Altare begleiten; was ich für unmöglich hielt, läßt der Himmel mir in Erfüllung gehen!

— Deine Braut ist schön, mein Sohn? wie heißt sie?

— Anna Hubertus, meine Mutter!

— Anna! wiederholte die Kranke. Ja, dann muß sie schön sein! Ich kenne auch eine Anna, die ich öfter bei unserm blinden Nachbar gesehen — auch die war schön und gut wie ein Engel. Herr Wilibald pflegte dann zu sagen, wenn wir beide bei ihm waren, daß ihn zwei Engel besuchten: die Hoffnung und die Wohlthätigkeit.

— Mutter, rief Franz, noch heute führe ich meine Anna Ihnen zu, ich hoffe, Sie sollen mit Ihrer Tochter zufrieden sein!

— Nein, nein, fuhr Richard auf und eine flammende Röthe bedeckte sein ganzes Gesicht, führe sie nicht zu uns! Die Mutter ist krank und unsere Wohnung nicht geeignet, die Tochter eines reichen Kaufmanns zu empfangen.

— Fürchte nichts, mein Bruder, antwortete Franz, Anna ist kein hochmüthiges Mädchen, sie hat den edlen Sinn ihres Vaters und weiß, daß ich eine arme Waise bin. Das Glück, meine Familie wiedergefunden zu haben, macht sie zu dem

ihrigen, und ich bin überzeugt, daß sie aus vollem Herzen meine Freude theilt.

— Und dennoch bitte ich Dich, führe sie nicht zu uns. Kann Dich unsere Armuth nicht von Deinem Plane abhalten, fügte er flüsternd hinzu, so betrachte unsere Mutter — sieh, die Krankheit erfaßt sie wieder, sie redet mit sich selbst — ihr Geist ist dem Körper entrückt, er durcheilt das grenzenlose Reich der Träume.

Der Anblick seiner Mutter durchschnitt dem jungen Kaufmann das Herz, er betrachtete sie jetzt zum erstenmale mit prüfender Aufmerksamkeit. Ihr bleiches, ovales Gesicht, fast ausdruckslos, mit den trockenen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen, von den wild herabhängenden schwarzen Haaren umgeben, flößten dem, der die arme Frau zum erstenmale sah, eben so viel Schrecken als Mitleid ein. Bedenkt man dazu die hagere, von schlechter, zerrissener Kleidung eingehüllte Gestalt, regungslos dasitzend, so hat man das Bild, das sich in diesem Augenblicke dem armen Franz zeigte. Und diese unglückliche, beklagenswerthe Frau war seine Mutter, das Ziel seiner Wünsche, der Gegenstand seiner Träume.

— O mein Gott, rief er verzweiflungsvoll aus, welch ein Bild des Jammers! Geistiges und körperliches Elend, Himmel und Erde haben sich verbunden, meiner Mutter das Leben zu verbittern! Und mir war es nicht vergönnt, ihr schützend und helfend zur Seite zu stehen! Während der Schmerz um den verlorenen Sohn ihr selbst die lichten Augenblicke trübte und sie mit Herzeleid erfüllte, genoß ich die Freuden eines sorgenfreien Lebens, ich, das Kind, das sie beweinte! Meine arme, arme Mutter!

Erschüttert warf er sich in Richards Arme.

— Richard, sprach Frau Bertram, ohne emporzublicken, und der Ton ihrer Stimme schien ein anderer geworden zu sein, Richard, Du liebst diese Anna, ich weiß es. O, sie ist schön wie der junge Mai, der die Rosen blühen läßt, und gut, wie der Engel der Wohlthätigkeit! Liebe sie, mein Sohn, doch bleibe ihr treu und verrathe sie nicht. Ach, der Verrath ist fürchterlich für eine liebende Braut, er zerstört das Herz und raubt den Seelenfrieden.

— Mutter, Mutter, unterbrach Richard mit Heftigkeit die Redende, was läßt Sie glauben —?

— Erröthe nicht, mein Sohn, Du liebst einen würdigen Gegenstand, fuhr die Kranke fort. Ich habe die Verse gelesen, die Du ihr geweiht, sie sind schön und kommen aus dem Herzen. Geh, mein Sohn, und sage Deiner Anna, daß ich sie segne! Siehst Du, dort steht sie an dem Bette des blinden Greises — sie neigt sich zu ihm und flüstert ihm Hoffnung zu. Das goldene Kreuz auf ihrer Brust senkt sich zu dem Kranken herab, seine zitternden Hände erfassen es — er küßt das heilige Zeichen; dann entschlummert er. Anna weint und verläßt das Zimmer.

Der Dichter hat sich abgewendet, er kann die forschenden Blicke des erstaunten Bruders, die bald auf ihm, bald auf der Mutter haften, nicht ertragen; Röthe und Blässe wechseln auf seinem Gesichte, denn er sieht das unglückseligste Geheimniß seines Lebens verrathen.

— Bruder, flüsterte er bebend, sie redet im Wahnsinn, glaube ihr nicht; der kranke Geist sieht Dinge verwirklicht, welche Eitelkeit und Mutterliebe vielleicht geträumt haben. Siehst Du, wie sie starr vor sich hinblickt; Sie weiß nicht, daß

wir bei ihr sind, die arme Sinnverwirrte schafft sich eine eigene Welt.

Franz erbleichte, denn er erinnerte sich, daß Anna ihm diesen Morgen gesagt, sie habe die Wittwe Bertram und ihren Sohn an dem Krankenbette eines Greises kennen gelernt. Und war sie es nicht selbst, die ihm die Wohnung des Dichters bezeichnet? Sprach die Mutter nicht von dem kranken Nachbar, bei dem sie Anna in der Ausübung ihrer bekannten Wohlthätigkeit gesehen, und trug das junge Mädchen nicht stets ein goldenes Kreuz auf der Brust, das einst die verstorbene Mutter getragen? Einige Augenblicke hatten hingereicht, durch diese Reflectionen die Gewißheit zu erlangen, daß Anna dieselbe sei, von der die kranke Mutter sagte, Richard liebe sie. Wäre ihm noch ein Zweifel geblieben, so hätte ihn Richards peinliche Verlegenheit verscheucht, denn sein Gesicht glühte wie Feuer, er wagte die Blicke nicht von der Mutter abzuwenden, mit der er sich beschäftigte, da sie leise ihr Haupt hatte sinken lassen und wie ein erschöpftes Kind eingeschlafen war.

— Sie schläft! sprach nach einer Pause der

Dichter, indem er seinen Arm unter ihren Kopf legte, damit er die harte Lehne des Holzstuhles nicht berührte.

Franz stand regungslos in der Mitte des Zimmers, ein Sturm von Gedanken durchwogte seinen Kopf, der wie in Fieberhitze brannte.

— Bruder, unterbrach nach einigen Augenblicken Richard das Schweigen, öffne die Thür des Schlafgemachs, daß ich unsere Mutter auf ihr Lager bringe, denn ihr Schlaf ist anhaltend und fest. —

Mechanisch sah sich der Angeredete in dem Stübchen um. Dann ging er leise zu einer kleinen Thür, die sich in der schwarzen, ihrer Bekleidung durch das Alter beraubten Wand ihm zeigte, und öffnete. Entsetzt wich er zurück, als er den Ort erblickte, den Richard mit dem Worte Schlafgemach bezeichnet hatte, denn es war nur ein kleiner halbdunkler Raum, der durch ein enges Dachfenster so viel Licht erhielt, daß Franz einen alten Strohsack und einige zerlumpte Kissen wahrnehmen konnte, die in einem Winkel am Boden lagen. Diese Armuth hatte sich der junge

Mann nicht gedacht, er hatte sie selbst nicht für möglich gehalten.

Noch ehe er sich von seinem Erstaunen erholt, hatte Richard mit beiden Armen die schlafende Mutter emporgehoben, sie in die Dachkammer getragen und auf das elende Lager niedergelegt. Nachdem er eine alte Decke über sie gebreitet, trat er in das Zimmer zurück und schloß die Thür wieder. Franz, von Schmerz überwältigt, war zu Boden gesunken und rang weinend die Hände.

— Richard, rief Franz, indem er sich erhob, noch heute mußt Du mit unserer Mutter diese Wohnung verlassen! Furchtbar, furchtbar! Ist dies ein Aufenthalt für Menschen? Ein Gefängniß, ein Grab ist es!

— Und dennoch gönnen uns die Menschen dieses Grab nicht, anwortete bitter der Dichter. In vierzehn Tagen läßt uns der Besitzer dieses Grabes auf die Straße werfen, wenn wir den schuldigen Miethzins nicht zahlen, die Ankündigung dieser gesetzlichen Expedition ist bereits erfolgt. Begreifst Du nun, warum ich mir ein

Grab in den Wellen suchte? Es ist das einzige, das man nicht mit Gelde zu erkaufen hat.

— O meine arme, unglückliche Mutter!

— Und dennoch glaube ich kaum, daß sie zu bewegen sein wird, diese Wohnung zu verlassen.

— Warum? fragte erstaunt der Kaufmann.

— Weil sie sich von ihrem kranken Nachbar nicht trennen will. Sie ist dem armen blinden Greise mit einer solchen Freundschaft zugethan, daß sie ihr eigenes Elend vergißt und nur auf seine Pflege bedacht ist.

— O mein Gott! So muß ein Mittel gefunden werden, sie dazu zu bewegen. Doch Du, Richard? fragte Franz, indem er die Hand des Bruders ergriff und ihm bittend in das Auge sah.

— Sorge für die Mutter, sprach rasch der Dichter; weiß ich diese unter sicherer Obhut, finde ich meinen Weg durch das Leben. Mich laß ziehen, es drängt mich fort aus einem Lande, wo selbst den Gedanken eine Grenze gezogen wird, wie dem Boden, auf dem wir stehen. Geh', sorge für die Mutter!

— Richard, Du willst Deine Mutter, Deinen Bruder verlassen? Den Grund, den Du mir an-

gegeben, kann ich Dir nicht gelten lassen, Dich treibt ein anderer. Habe Zutrauen, theile Dich mir mit, rede offen wie ein Bruder zu dem Bruder. Oder glaubst Du, daß der Kaufmann, der unter seinen Registern aufgewachsen, dem Dichter an Großmuth und Entsagung nachstehe? O nein, der trockene Geschäftsgang verdirbt weder Herz noch Gemüth, wenn er auch die Bildung des Geistes nicht fördert. Wohlan, willst Du nicht offen sein, so will ich es, ich kann nicht von Dir scheiden, bevor jedes Geheimniß verbannt ist. Du liebst Anna Hubertus, die Tochter meines Wohlthäters!

— Bruder! rief Richard, und sank Franz an die Brust, um sein Gesicht zu verbergen, denn mehr als je tobte die Leidenschaft in seiner Brust, seit die Jungfrau für ihn verloren schien — er konnte sie nicht mehr verbergen.

— Nicht wahr, fuhr Franz fort, die heiße Stirn seines Bruders küssend, ich habe recht? — Jetzt schütte Dein Herz aus, damit alles klar zwischen uns werde, richtige Rechnung erhält die Freundschaft!

Die letzten Worte hatte der junge Mann in einem Tone gesprochen, der alle Fesseln zersprengte,

womit die Macht der ersten Liebe die Zunge des Dichters band. Er wußte selbst nicht, ob er der Pflicht, dem Bruder Vertrauen zu schenken, oder seinem eigenen Drange sich mitzutheilen, folgte — kurz, er entwand sich den ihn umschlingenden Armen und rief mit glühenden Augen:

— Ja, Franz, unsere Mutter hat die Wahrheit gesagt! Ja, ich liebe jenes junge Mädchen, das wie ein Cherub in der Hütte der Armuth erschien und die Leiden des Kranken, wie das wohlthätige Licht der Sonne, liebreich milderte. Ein Blick genügte, um das Bild der herrlichen Jungfrau tief meinem Herzen einzuprägen, wo ich ging und stand, sah ich nur sie; meine Gedanken, im Traume und im Wachen, bewegten sich um diesen lichten Punkt, wie das Heer der Sterne um die gewaltige Sonne: Anna gab mir Trost in meinen Leiden und begeisterte mich zu meinen Arbeiten. Und diese Liebe war so rein, so hoffnungslos, daß ich nicht einmal nach ihrem Namen fragte, ich liebte sie, wie meine poetischen Gebilde, ich liebte sie als den höchsten Begriff von Tugend und Schönheit. Das Schicksal führte mich in das Haus ihres Vaters, dort erblickte ich sie diesen

Morgen in dem Garten und erfuhr ihren Namen und ihr Verhältniß zu Dir. Ich entfloh, denn ich konnte die Wohlthaten eines Mannes nicht annehmen, dessen verlobte Braut eine glühende Leidenschaft in mir entzündet, ich konnte es nicht, wenn ich nicht der erbärmlichste aller Menschen sein wollte! Jetzt, Bruder, weißt Du alles, nun urtheile selbst, ob ich Dir folgen kann.

Der Dichter hatte seine Liebe mit einer Glut geschildert, daß dem armen Franz über das Verderbliche dieser Leidenschaft kein Zweifel übrig blieb. Einer von ihnen mußte ihr als Opfer fallen, diese Ueberzeugung stand klar vor seiner Seele.

— O mein Gott, seufzte er unwillkührlich, wie unglücklich bin ich!

— Warum unglücklich? fragte Richard mit dem bittern Lächeln der Resignation; bist Du es nicht, den sie liebt? Wirst Du Anna nicht zum Altare führen? Geh', setzte er mit zitternder Stimme hinzu, denn er hatte Mühe, den Ausbruch seiner Thränen zu verhindern — geh', Du würdest unrecht thun, auf einen armen Narren, wie ich bin, eifersüchtig zu sein! Anna kennt mich kaum, und ich — ich weiß, was ich zu thun habe.

— Und was? fuhr Franz aus seinem Nachsinnen empor. Was gedenkst Du zu thun?

— Mein Entschluß steht fest, antwortete der Dichter, das Schicksal hat ihn bestimmt. War ich nicht der Stein des Anstoßes, der meiner armen Mutter die Thür des Hospitals verschloß? Ich wollte dieses Hinderniß beseitigen, doch Du vereiteltest meinen Plan. Glaubst Du, Du solltest Dein Leben zu meiner Rettung gewagt haben, um Dein Glück zu zerstören? O nein, noch habe ich die Kraft, das Glück meines Bruders zu fördern!

— Mensch, was sinnst Du? rief erschreckt der junge Kaufmann.

— Ich sinne auf meine Pflicht!

— Gebietet die Pflicht, Dir das Leben zu nehmen?

— Die Pflicht gebietet mir, Europa zu verlassen und in einer andern Welt mir andere Verhältnisse zu schaffen.

— Um dort unter andern Verhältnissen zu sterben?

— Nein, um mich dort zu heilen!

— Bruder, Du bleibst!

— Ich reise! war die feste Antwort.

— Und unsere Mutter?

— Wird von der Hand ihres zweiten Sohnes geleitet, den sie so lange beweinte.

— Egoist, rief Franz gerührt von der Großmuth seines Bruders, glaubst Du, ich sollte meinen einzigen Bruder wiedergefunden haben, um ihn an demselben Tage wieder zu verlieren? — Willst Du Dich heilen, indem Du andere verwundest? Nein, Du bleibst hier und lebst nach Gefallen der Dichtkunst und den Wissenschaften, und daß Dein Talent sich eine glänzende Bahn brechen wird, davon glaube ich überzeugt sein zu können.

— Kennst Du mein Talent? fragte Richard.

— Ich kenne das Gedicht, das Anna ihrem Vater zu seinem Geburtstage überreichte.

Der Dichter erröthete.

— Du bist der Verfasser, ich weiß es!

— Wer sagte es Dir?

— Mein Herz und mein Verstand.

— Bruder, rief Richard, laß mich ziehen!

— Die Poesie ist das einzige Mittel, Deinen Geist zu fesseln und Deine Liebe nach und nach

zu schwächen, darum bleibe in Europa, wo man Kunst und Wissenschaft zu schätzen weiß. Ach, ich bin glücklich, eine offene Erklärung von Dir erlangt zu haben, denn ohne sie wäre es nicht möglich gewesen, Dich mir zu erhalten.

— Franz!

— Doch nun höre auch meine Erklärung: ehe Du nicht mit freier, offener Stirn vor mich trittst und mit einem ruhigen Blicke und fester Stimme sprichst: „Bruder, Du kannst Anna zum Altare führen, ich empfinde nur noch Freundschaft für sie!“ — eher denke ich an keine Verbindung mit ihr. Bis dahin bleibe ich unverheirathet!

— Nein, nein, rief Richard tief bewegt, ich kann nicht einwilligen!

— Glaubst Du, daß Deine Heilung hier unmöglich sei?

— Das Opfer ist zu groß!

— Bringt es nicht ein Jeder von uns?

— Franz, Du tödtest mich!

— Richard, solltest Du weniger Bruderliebe im Herzen tragen, als ich?

— Du wirst leiden!

— Wie Du!

— Du könntest unterliegen!

— Wie Du!

— Wir sind beide schwache Menschen!

— Aber Brüder! Richard, ich werde leiden; aber Wort halten! Und Du?

— Franz, ich werde bleiben und meinen Bruder lieben!

Beide stürzten sich in die Arme und hielten sich fest umschlungen. Die Bruderliebe hatte gesiegt.

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen. Richard öffnete.

— Ist Herr Franz Witt hier? fragte eine Stimme.

— Er ist hier! antwortete Franz und trat zur Thür.

— Du bist es, Joseph, fuhr er fort, was bringst Du?

— Einen Brief von Herrn Kaleb.

— Gieb!

Der junge Mann öffnete das Billet und las:

„Kehren Sie ohne Zögern zurück, mein bester „Herr Franz, ein wichtiges Ereigniß erfordert Ihre

Was Sie auch abhalten möge, säu-
nicht. Kaleb.“

…in Gott, fragte Franz bestürzt den Bo-
ten, … ist vorgegangen?

— Ich weiß es nicht, war die Antwort. Herr Kaleb gab mir den Brief, bezeichnete mir dieses Haus, wo ich Sie finden würde, und befahl mir die größeste Eile an.

— Richard, ein Geschäft ruft mich ab. Sorge für die Mutter — er legte eine Börse auf den Tisch — ich kehre zurück, sobald ich kann. Bis dahin lebe wohl und gedenke Deines Versprechens!

Die Brüder reichten sich die Hände.

Franz, gefolgt von dem Boten, verließ das Haus.

2.

Ungewißheit ist schrecklicher als Tod! Diese Wahrheit empfand der arme Franz im strengsten Sinne des Wortes. Obgleich erschöpft von den wichtigen Begebenheiten, die seit einigen Stunden auf ihn eingestürmt, und erschüttert bis in die tiefste Seele, eilte er dennoch so schnell durch die

Straßen, daß ihm der von dem Kassirer abgesandte Bote kaum zu folgen vermochte. Die Aufforderung, schleunig nach Hause zurückzukehren, hatte den jungen Mann in eine Verfassung gebracht, daß er, ohne sich Gründe dafür angeben zu können, ein großes Unglück vermuthete. Einmal ergriffen von dieser Befürchtung, vermochte er sie nicht wieder zu verbannen, er hatte auch weder den Willen noch die Kraft dazu, denn seine Sinne waren so zerstreut, daß er keinen Gedanken fassen konnte, und die körperliche und geistige Erschöpfung war so groß, daß er fast bewußtlos, nur von einer dumpfen Ahnung getrieben, die convulsivisch seine Glieder in Bewegung setzte, den Weg verfolgte. An dem Thore der innern Stadt verließ ihn die letzte Kraft, keuchend und von Schweiß triefend blieb er stehen und sah sich nach seinem Begleiter um, der in einiger Entfernung folgte.

Als der Bote näher kam, waren einige Minuten vergangen, in denen sich Franz etwas erholt hatte.

— Joseph, fragte er in abgebrochenen Worten, wie verließest Du unser Haus?

Erstaunt über die Aufregung seines jungen Herrn blickte ihn Joseph eine Zeitlang an, ohne zu antworten, denn auch er bedurfte der Erholung von dem raschen Gehen.

— So rede, Freund, fuhr Franz dringend fort, der durch das Schweigen seine Vermuthung bestätigt glaubte — theile mir alles mit, was es auch sei!

— Ich weiß nichts, Herr, antwortete endlich Joseph. Was soll denn vorgegangen sein?

— Wer gab Dir den Brief?

— Herr Kaleb, wie ich Ihnen schon gesagt.

— Wo gab er ihn Dir?

— Ich war im Hofe und half dem Gärtner, der die Bäume in unserm Garten mit Stroh umwindet. Da trat Herr Kaleb in die Hausthür und winkte mir mit der Hand. Ich verließ meine Arbeit und ging zu ihm. Hier ist ein Brief, sprach er leise, für Herrn Franz Witt. Laufe so schnell Du kannst und gieb ihn in seine eigene Hand, er ist sehr wichtig. Dann nannte er mir die Straße und die Nummer des Hauses, wo ich Sie finden würde und ging in das Comptoir. Ich machte mich auf den Weg.

— Wie sah Kaleb aus, als er Dir den Brief gab?

— Wie immer H. Franz; aber mir schien, als ob seine Hände ein wenig zitterten.

— Halt! rief Franz einem Fiacre zu, der langsam vorüber fuhr. Setze Dich zu dem Kutscher, wandte er sich zu Joseph, bezeichne ihm unser Haus und treibe ihn zur Eile an.

Mit den letzten Worten trat er an den Wagen, öffnete rasch den Schlag desselben und stieg ein. Joseph sprang auf den Bock, sprach einige Worte zu dem Kutscher und der Wagen rollte durch das Stadtthor.

Ohne sich um die Leute zu kümmern, deren Neugierde der rascher als gewöhnlich dahin rollende Wagen unter den obwaltenden Verhältnissen angeregt hatte, saß der junge Mann mit klopfendem Herzen da, und eine unnennbare Angst schnürte ihm die Brust zusammen, ihm war wie einem Verbrecher zu Muthe, den man zur Anhörung seines Urtheils vor das Tribunal führt.

Die Ruhe, die der Körper genoß, sammelte indeß auch bald seine Sinne wieder. Franz ward wieder Herr seiner Gedanken. So viel er auch

sann, er konnte keinen Grund finden, der ihn zu der Vermuthung führte. Er selbst war sich weder eines politischen Vergehens, noch einer Nachlässigkeit oder eines vorsätzlichen Fehlers in seinem Geschäfte bewußt — was sollte ihn also erschrecken? Nur der Gedanke, daß sein Wohlthäter plötzlich wieder erkrankt sein könne und vielleicht lebensgefährlich darnieder liege, machte ihm bange, und jemehr er darüber nachdachte, je wahrscheinlicher war ihm dieser Umstand. Als der Wagen vor der Thür des Hauses anhielt, hatte er sich mit diesem Gedanken so vertraut gemacht, daß er keine andere Nachricht, als die von der Erkrankung des Herrn Hubertus erwartete.

— Lohne den Kutscher ab! rief er dem Boten zu, indem er aus dem Wagen sprang und in das Haus eilte. Alles war ruhig und still, wie er es verlassen hatte. Einzelne Arbeiter und Domestiken, die im Vordergebäude beschäftigt waren, begegneten ihm auf der Hausflur; doch keins von den Gesichtern, so ängstlich er sie auch in's Auge faßte, verrieth Bestürzung oder Schmerz.

Franz trat in das Comptoir. Außer dem Comptoirdiener traf er niemand darin vor.

— Wo ist Kaleb? fragte er kaum hörbar.

— Bei Herrn Hubertus, antwortete sorglos der Diener. Schon seit einer Stunde.

— Ist etwas vorgegangen in meiner Abwesenheit?

— Nichts, das ich wüßte!

— Warum ist Kaleb nicht hier?

— Ich weiß es nicht; der Herr Kassirer hat mir aber aufgetragen, Ihnen zu sagen, wenn Sie zurückkehrten, Sie möchten gleich auf das Zimmer des Herrn Hubertus kommen.

— Ist Herr Hubertus krank?

— Ich glaube nicht, denn ich sah ihn diesen Morgen schon im Garten.

Dem jungen Manne fiel bei dieser Nachricht ein Stein vom Herzen. Eines drückenden Gefühls aber, daß die Ungewißheit über den Grund zu Kalebs Briefe erzeugte, konnte er sich nicht erwehren. Rasch verließ er das Comptoir und stieg die Treppe hinan. Auf dem Corridor war niemand zu sehen. Als ob ihn das schnelle Ersteigen der Treppe erschöpft, blieb er einen Augenblick stehen und lauschte. Kein Laut regte sich in den Zimmern noch auf dem Corridor, nur das

Geräusch der sich aus den Fabrikgebäuden entfernenden Arbeiter drang durch ein geöffnetes Fenster herein — die Uhr hatte die Mittagsstunde angezeigt.

— Bin ich nicht ein Thor, flüsterte Franz, indem er sich zusammenraffte, daß ich mich vor einer Nachricht, die vielleicht eine gute sein kann, wie ein Knabe fürchte? Der nächste Augenblick giebt Gewißheit!

Ohne länger Anstand zu nehmen schritt er der Thür zu, die zu Herrn Hubertus Zimmer führte, öffnete und trat ein. Aber der Gruß erstarb ihm auf den Lippen, als er die Schwelle überschritten und einen Blick in das Zimmer geworfen hatte, wie festgebannt blieb er stehen und betrachtete die Gruppe, die sich seinen Augen darbot.

Herr Hubertus, schon ein Greis, saß in einem Lehnstuhle bleich wie der Tod, seine Arme hingen schlaff über die Lehnen herab und seine starren Blicke wurzelten am Boden. Wie ein Mann, der durch ein ungeheures Ereigniß plötzlich seines Verstandes beraubt, und mit der Kraft des Denkens auch den Gebrauch seiner Sinne verloren, saß er regungslos da, er schien den Eintritt sei-

nes jungen Geschäftsfreundes nicht bemerkt zu haben. Kaleb, Thränen in den Augen, stand ihm zur Seite und sah mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes auf ihn herab. Die beiden Greise schienen Bildsäulen zu sein.

Nach einigen Augenblicken verließ Kaleb seine Stellung, schritt vorsichtig an dem erschreckten Franz vorbei und verschloß die Thür von innen. Dann trat er zu dem Stuhle seines Herrn zurück, der immer noch in seinem Schweigen und in seiner Regungslosigkeit verharrte.

— Herr Hubertus! rief der junge Mann in einem Tone, der alle Gefühle verrieth, die sich in seiner Brust regten. Herr Hubertus!

Der Greis deutete mit der Hand auf Kaleb, ein Zeichen, daß sich Franz mit seinen Fragen an diesen wenden sollte.

— Kaleb, um Gotteswillen, was ist vorgegangen? Reden Sie, Kaleb, die Angst tödtet mich!

— Ach, Herr Franz, was vorgegangen ist? stammelte der Alte und seine Thränen flossen häufiger über die gefurchten Wangen. Fluch, Fluch und Verderben über diesen nichtswürdigen, elenden

Menschen! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, ich habe dem Manne nie recht getraut.

— Im Namen des Himmels, rief der Associé, der wie auf der Folter stand, erklären Sie sich doch!

— Nun denn, der Banquier, der gestern einen Ball gab, der Ihnen — —

— Ist er todt?

— O nein, wenn es nur das wäre, fuhr Kaleb fort. Er hat mit einer Million Schulden diesen Morgen in aller Frühe die Stadt und wahrscheinlich auch das Land verlassen!

— Der Banquier W..? rief Franz.

— Derselbe!

— Ich kann es nicht glauben!

— Glaube es immerhin, junger Freund! — sprach Herr Hubertus mit leiser Stimme.

— Wer gab Ihnen die Gewißheit?

— Ich habe mich selbst überzeugt, antwortete der Kranke, denn ich war dort.

— Sie selbst, Herr Hubertus?

— Ja, ich selbst, weil mir das Gerücht davon zu Ohren gekommen.

— O mein Gott, und unsere sechzehntausend

Gulden! rief Kaleb. Wovon soll ich nun die Arbeiter bezahlen?

— Ich muß falliren, ich muß falliren! rief der greise Fabrikherr in Verzweiflung aus und rang die Hände, daß Kaleb ihn halb mit Gewalt in den Lehnsessel zurückbeugen mußte.

— Wie, rief Franz, und seine Augen glüheten, das Haus Hubertus soll falliren? Ehe dieser Fall eintritt, muß die Welt zu Grunde gehen!

— Womit aber soll ich am Ende dieser Woche die Arbeiter bezahlen? fragte der Kassirer.

— Ich schaffe die Summe zur Stelle!

— Vergebliche Mühe! sprach Herr Hubertus mit schwacher Stimme. In acht Tagen ist auch ein Wechsel von zweitausend Ducaten abgelaufen, der bezahlt werden muß.

— Der Inhaber wird ihn verlängern; ich übernehme es, ihn geneigt zu machen.

— Hege keine Hoffnung, lieber Franz, mein Ruin ist gewiß.

— Herr Hubertus, verlieren Sie den Muth nicht und fassen Sie sich! Der gute Ruf unserer Firma und das Vertrauen, das wir genießen, sind Stützen, die nicht so leicht zusammenbrechen.

Ein schmerzliches Lächeln umspielte die bleichen Lippen des Fabrikherrn.

— Franz, sprach er und stützte den Kopf in die flache Hand, Dein argloses Gemüth kennt die Welt nicht. Was vermag ein schlichter, ehrlicher Geschäftsmann gegen die Ränke eines Schurken? Wehe dem, der einem solchen in die Hände fällt!

— Beruhigen Sie sich, Sie haben keine Feinde, die ihren Untergang wollen.

— Ich habe nur einen Feind, aber den boshaftesten, den es geben kann.

— Herr, rief Kaleb, beunruhigen Sie sich nicht, was hat dieser Feind mit unsern Geschäftsangelegenheiten zu schaffen?

— Viel, sehr viel, antwortete Herr Hubertus, und Thränen traten in seine trockenen Augen — er hat meinen Wechsel in Händen. Um seine Rache an mir zu kühlen, hat er ihn an sich gekauft, und er würde noch mehr gekauft haben, wenn ich mehr ausgestellt hätte. Wie wird er triumphiren, wenn er meinen Verlust und die Unfähigkeit, zu zahlen, erfährt! O, mein Gott, rief der Greis und hob die Hände empor, nimm mich zu Dir, daß ich meine Schande nicht erlebe!

In dem Gesichte des alten Kassirers, dem die Firma Hubertus und Comp. eben so sehr am Herzen lag, als dem Träger derselben und seinem Associé, drückte sich Schmerz, Wuth und Verzweiflung aus; in kurzen Schritten ging er hinter dem Lehnstuhle auf und ab, wobei er die Worte: „Schurke, Nichtswürdiger, elender Betrüger" ausrief. Franz hingegen stand schweigend da, aber nicht Rathlosigkeit oder Verzweiflung banden ihm die Zunge, sondern die Thätigkeit des Geistes, die einen Plan zur Rettung der Fabrik ersann; es war ihm deutlich anzusehen, daß er alle Verhältnisse, die ihm bekannt waren, combinirte, um ein günstiges Resultat daraus zu ziehen.

— Wer ist der Besitzer Ihres Wechsels? fragte er plötzlich, als ob er zu einem Entschlusse gekommen sei.

Herr Hubertus schüttelte schweigend sein greises Haupt.

— Vater, fuhr Franz bittend fort, nennen Sie mir den Namen! Fürchten Sie nicht, daß ich Schritte unternehme, die unsere Ehre beflekken oder uns Nachtheil bereiten könnten. Nen-

nen Sie mir den Namen, denn habe ich diesen Wechsel beseitigt, glaube ich im Stande zu sein, dem Falle unsers Geschäfts vorzubeugen.

Als der Fabrikherr, still vor sich hinbrütend, immer noch schwieg, trat auch Kaleb wieder heran, dem die Worte des jungen Mannes Hoffnung eingeflößt hatten. Mit bittender Geberde neigte er sich zu seinem Herrn hernieder und lauschte auf den Namen, als ob er von dessen Nennung allein das Glück abhängig glaubte.

Der Kaufmann verharrte aber immer noch in seinem Schweigen, er schien unschlüssig mit sich selbst zu kämpfen, was er beginnen sollte. Franz und Kaleb wechselten einen befürchtenden Blick, denn beide kannten den offenen Charakter ihres Herrn, es mußte also seiner Verschlossenheit, und namentlich in diesem Augenblicke, wo es sich um Ehre und Vermögen handelte, ein wichtiges, vielleicht schreckliches Geheimniß zum Grunde liegen. Der Umstand, daß Herr Hubertus selbst in dem Hause des Banquier gewesen sei, ohne ihm oder dem Kassirer vorher etwas gesagt zu haben, bestärkte Franz in dieser Vermuthung, denn bis jetzt war nichts in Kas-

senangelegenheiten geschehen, von dem beide nicht unterrichtet gewesen wären.

— Herr Hubertus, unterbrach Franz die ängstliche Pause, wem könnten Sie sich vertrauen, wenn nicht mir, Ihrem dankbaren Sohne, und dem guten Kaleb, ihrem treuen Diener? Reden Sie, mein bester Vater, erleichtern Sie Ihr Herz und setzen Sie mich in den Stand, geeignete Schritte zu unternehmen, ehe es zu spät wird. Reden Sie, ich beschwöre Sie bei Ihrem eigenen und dem Glücke Ihrer Tochter!

Bei den letzten Worten bebte der Greis zusammen, ein krampfhaftes Zucken durchfuhr seinen ganzen Körper und der starre Blick wurde lebendig.

— Bei dem Glücke meiner Tochter! flüsterte schwach der Greis. O, Franz, Du weißt es, daß ich stets darauf bedacht war, Du kennst meine Vaterliebe für sie, denn ich bestimmte sie Dir, dem wackern jungen Manne, zur Frau. Franz, fuhr er mit lauter Stimme fort, die Vaterliebe kämpft mit der Ehre des Kaufmanns einen harten Kampf, beide regen sich gleich mächtig in mir, keine will der andern weichen. Du erbleichst,

mein Sohn, Deine Knie zittern — o, mein Gott, ich habe schon zuviel gesagt! Doch fürchte nichts, ich bleibe fest bis zu meinem letzten Augenblicke, der hoffentlich nicht mehr fern ist. Der gnädige Himmel wird mein Gebet gewiß erhören, denn er kann das Unglück guter Menschen nicht wollen!

— Vater, rief der junge Mann, von einer Ahnung durchbebt, bin ich nicht Ihr Sohn, der Ihnen alles verdankt? Haben Sie mich, die arme unglückliche Waise, nicht großmüthig in Ihr Haus genommen und zu dem gemacht, was ich bin? Mir ist kein Opfer zu groß, das ich Ihnen nicht willig bringe. Nehmen Sie selbst mein Leben, wenn es zu Ihrer Rettung, zu Ihrem Glücke dient — nur theilen Sie sich mir mit, daß ich Ihnen nützlich sein, mich dankbar zeigen kann!

— Franz, Franz, Deine Liebe zu mir nagt an meinem Herzen wie ein süßes, aber verderbliches Gift; rüttele nicht zu stark an meiner alten Brust, sie ist morsch und widersteht keinem harten Schlage! Sieh, Franz, ich kenne Dich von früher Jugend an, Du bist gut und brav und ich liebe Dich, wie mein eigenes Kind, wie meinen

Sohn, dem ich das Leben gegeben habe; aber sage nicht, daß Du mir Dank schuldest, sage nicht, daß Du mein Sohn bist, dem die Pflicht obliegt, dem Vater jedes Opfer zu bringen, welches das Schicksal fordert — rechne mir lieber vor, was Du von mir zu fordern hast, erinnere mich, daß Du Tag und Nacht in meinem Comptoir arbeitetest, daß Du die Stütze, die Seele meines Geschäftes warst, und daß Du von mir als Lohn zu fordern hast, was Du eine Gabe der Liebe und Wohlthätigkeit nennst. In diesem Sinne sprich jetzt zu mir, wenn Du mich liebst, komm meinem Gedächtnisse zu Hülfe und erinnere mich an meine Pflicht!

— Dieser Erinnerung bedurfte es nie, sprach Franz unter Thränen und ergriff die zitternde Hand des Greises — früher nicht und auch in diesem Augenblicke nicht. Aber bedenken Sie, was auf dem Spiele steht, setzen Sie alle Nebenrücksichten bei Seite und haben Sie die Erhaltung unserer Firma als Hauptzweck vor Augen. Wer ist der Inhaber jenes Wechsels? Nennen Sie ihn mir, daß ich Frist bei ihm bewirke, es koste, was es wolle.

— Du, Franz, Du willst um jeden Preis die Frist bewirken? stammelte Herr Hubertus.

Ja, ich! rief stolz der junge Mann. Ich bin Ihr Associé und Ihre Ehre ist auch die meinige!

Mit starren Blicken sah der Fabrikherr empor, seine Hände hatten krampfhaft die Lehnen des Sessels ergriffen und der Mund öffnete sich, wie zum Reden; es verflossen aber einige Augenblicke, ehe er eines Lautes mächtig ward.

— Du hast recht — ich bedachte es nicht, sprach er dann, meine Ehre ist auch die Deinige! Die Ehre des Kaufmanns ist ein heiliges Gut, ein Spiegel, der von dem leisesten Hauche erblindet. Ich sehe ein, daß mir die Verantwortlichkeit nicht allein gebührt, sie gehört zur Hälfte Dir. So höre denn und entscheide.

Der Kassirer wollte das Zimmer verlassen.

— Bleiben Sie, Kaleb, sprach Herr Hubertus, der treue Diener ist seinem Herrn im Unglücke ein Trost. Bleiben Sie!

Herr Hubertus trocknete sich die Stirn, dann begann er wieder:

— Der Besitzer jenes verhängnißvollen Wechsels ist ein gewisser Montoni, von Geburt ein Italie-

ner und gegenwärtig Secretair des Premierministers, der nach der Einnahme der Hauptstadt die Regierungsgeschäfte leitet. Schon früher bekleidete er einen ähnlichen Posten, betrieb aber außerdem noch Wechselgeschäfte, die ihm, wie ich hörte, ein nicht unbedeutendes Vermögen einbrachten.

— Also ein Wucherer, unterbrach Franz den Greis — um so besser! Diese Art Menschen findet sich für Geld zu allem bereit. Ich werde ihm einen namhaften Preis bieten.

— Er hat ihn bereits gefordert, seufzte der Kaufmann.

— Und welchen? fragten Kaleb und Franz zugleich.

— Die Hand meiner Tochter Anna!

Eine Todtenstille trat nach diesen Worten ein, der Schreck hatte Aller Zunge gelähmt. Herr Hubertus war erschöpft, als ob er eine große Last niedergelegt hatte, in den Lehnsessel zurückgesunken, Kaleb hielt mit beiden Händen sein Gesicht bedeckt und Franz stierte geisterbleich zu Boden.

Der Kassirer erlangte zuerst seine Fassung wieder.

— Herr, sprach er, ich werde zu diesem

Manne gehen und ihm unsere Lage schildern; wenn er noch ein Fünkchen Gefühl im Busen trägt, sollen ihn meine Bitten und Thränen erweichen.

— Der Italiener besitzt kein Gefühl mehr, lieber Kaleb. Als er um die Hand meiner Tochter warb, theilte ich ihm ihr Verhältniß zu Franz mit und gab ihm zu bedenken, daß er fast ein Greis und Anna ein lebensfrohes junges Mädchen sei. Hätte ich nicht tausend andere Gründe gehabt, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, seine Ansichten, die er mir über diesen Abstand der Jahre eröffnete, so wie die ganze Erscheinung seiner Person würden mich jedenfalls dazu veranlaßt haben. Ach, mein alter Freund, ich bin unrettbar verloren! Wenn der Himmel nicht hilft, von den Menschen hoffe ich nichts mehr!

Auch Franz hatte in dieser Zeit seine Besinnung wieder erlangt. Als er seine Blicke emporschlug, fielen sie auf Herrn Hubertus, der verzweiflungsvoll in seinem Stuhle saß, und auf Kaleb, der weinend hinter ihm stand. Dieser Anblick durchschnitt ihm die Seele, ein großherziger Entschluß gestaltete sich in ihm, er wollte Anna

entsagen, denn er hatte die Schilderung dessen, der sie als Preis verlangte, nicht gehört. Schon öffnete er den Mund, ihn seinem Wohlthäter mitzutheilen, schon streckte er die Hand aus, die des Greises zu ergreifen und sie an seine Lippen zu drücken — da gedachte er der Liebe seines Bruders Richard zu Anna, er erinnerte sich der Leidenschaftlichkeit, mit der er sie ihm geschildert und des Versprechens, das er ihm gegeben: wie vernichtet fuhr er wieder zurück, er vermochte kein Wort zu reden.

— Franz, sprach der Greis, der die Bewegung des jungen Mannes gesehen und sie für eine Folge seines Schmerzes hielt — Franz, folge Deinem Herzen und sichere die Zukunft Deiner Anna, sie ist noch jung, mache sie glücklich. Ich füge mich dem Unvermeidlichen, wenn ich Euch nur glücklich weiß. Das Bewußtsein, redlich meine Pflicht gethan zu haben, wird mich trösten und ich bin gewiß, daß mich die Achtung der Welt in das Schuldgefängniß begleitet, wenn mich der Tod von diesem Gange nicht entbindet.

— Nein, nein, rief Franz, noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Anna darf diesem schurkischen

Wucherer nicht in die Hände fallen! Wann ist der Wechsel verfallen? fuhr er fort und der Gedanke an seinen Bruder schien ihm die völlige Fassung zurückgegeben zu haben.

— In acht Tagen!

— So bleibt uns noch Zeit zu handeln. Weiß außer uns noch jemand, daß wir durch den Betrug dieses schurkischen Banquier's einen Verlust erlitten haben?

— Nein, antwortete der Fabrikherr, ich habe es geheim gehalten.

— Gut, so bleibe es geheim.

— Was willst Du beginnen? fragte der alte Kaufmannn, der die Entschiedenheit und Umsicht seines Pflegesohnes kannte.

— Und dieser nichtswürdige, infame Mensch giebt ein Fest, rief Kaleb, um die Gläubiger zu blenden und die Vorbereitungen zu seiner Flucht zu verdecken! O ich Dummkopf, setzte er mit sich selbst grollend hinzu, hätte ich nur früher meinen Argwohn ausgesprochen!

— Ruhig, Kaleb, sprach Franz, mit Klagen ist hier nichts gethan. Gehen Sie, und ersuchen Sie Fräulein Anna, zu ihrem Vater zu kommen.

Theilen Sie ihr die Flucht des Banquiers und unsern Verlust mit, damit sie auf das Wiedersehen des Vaters vorbereitet werde. Dann gehen Sie in das Comptoir.

Der Kassirer küßte seinem Herrn die Hand, dann verließ er eilig das Zimmer.

Franz und Herr Hubertus waren allein.

— Vater, rief der junge Mann, wir leben in einer Zeit, die so reich an plötzlichen Veränderungen ist, daß man sich weder der Furcht noch der Hoffnung zu sehr hingeben darf. Der Druck der politischen Ereignisse lastet auf allen Geschäften und Erwerbszweigen, und sollte ich, woran ich übrigens zweifle, nicht ganz meinen Zweck erreichen, haben wir wenigstens, wie so viel andere Ehrenmänner, die sich in gleicher Lage befinden, die gerechtesten Ansprüche auf Nachsicht. Darum fassen Sie Muth und vertrauen Sie Ihrem Franz, der jetzt zum erstenmale sich der Kenntnisse rühmt, die er Ihnen zu verdanken hat, und seien Sie gewiß, er wird sie redlich zu Ihrem Vortheile anwenden. Der Verlust von sechzehntausend Gulden erschüttert zwar unser Haus, aber er soll es

nicht stürzen. Darum Muth, mein guter, theurer Vater!

— Ich weiß nicht, sprach gerührt Herr Hubertus, ob ich hoffen oder fürchten soll? Deine Worte, die Du mit so viel Zuversicht sprichst, mein Sohn, üben einen wunderbaren Eindruck auf mich aus und ich muß bekennen, daß ich mich meiner Muthlosigkeit fast schäme. Wohlan denn, rief er aus, indem er sich mit Mühe erhob und Franz beide Hände reichte, ich will mich dem Himmel und Dir vertrauen, handele, wie Du es für gut befindest, doch vergiß darüber Dein Herz nicht!

In diesem Augenblicke trat Anna ein. Der Schreck, den Kaleb's Nachricht ihr verursacht, überzog ihr liebliches Gesicht mit einer leichten Blässe und Thränen erglänzten in ihren Augen.

Das Herz des armen Franz begann gewaltig zu pochen, als er die Jungfrau sah, die ihm das Geschick von zwei Seiten streitig machte; sie schien ihm nach den Erfahrungen des verflossenen Morgens um so reizender und er hatte Mühe, ein Gefühl von Eifersucht und Schmerz zu unterdrücken, das in ihm aufkeimte.

— Kommen Sie, Anna, sprach er so fest, als es ihm möglich war, und helfen Sie mir den Unmuth verscheuchen, der sich auf der Stirn unsers guten Vaters gelagert.

— Mein Vater! rief das junge Mädchen und warf sich bewegt an seine Brust.

— Fürchte nichts, mein Kind, der erste Schreck hat mich zwar angegriffen, ich fühle mich aber jetzt wieder ganz wohl.

Franz, seinen Hut in der Hand, wollte sich entfernen.

Anna reichte ihm schweigend, aber mit einem vielsagenden Blicke die Hand. Franz zog sie an seine Lippen. Indem er sie küßte, fiel eine Thräne darauf.

— Wann sehen wir Sie wieder? fragte Anna.

— So bald ich meine Pflicht erfüllt, kehre ich zurück, um Ihnen ein Glück zu erzählen, auf das ich schon mit Schmerz Verzicht geleistet hatte. Vielleicht kann es auch Ihnen eine kleine Freude bereiten.

— Warum nicht jetzt, lieber Franz? fragte Herr Hubertus. Sie wissen ja, daß Ihre Freuden und Ihre Leiden auch die unsrigen sind.

— Weil ich Sorge tragen muß, daß uns dieses Glück nicht getrübt werde.

— Der Himmel gebe es! seufzten Vater und Tochter.

Nach einigen Minuten trat Franz in das Comptoir, wo Kaleb ihn mit Ungeduld erwartete. Anna hatte die Rückkehr ihres vom Vater bestimmten Bräutigams während des ganzen Morgens mit einer wahren Herzenspein erwartet, denn sie sollte ihr Gewißheit über des Dichters Schicksal bringen. Statt dessen aber erhielt sie durch Kaleb die Nachricht von dem Verluste, der ihr Haus betroffen, und obgleich sie die ganze Schwere desselben nicht zu ermessen wußte, so verscheuchte die Theilnahme für den Vater dennoch jede andere Regung ihres Herzens! Bestürzt über sein leidendes Aussehen hatte sie sich in seine Arme geworfen und im ersten Augenblicke selbst die Anwesenheit des zurückgekehrten Franz darüber vergessen. Als des Vaters Worte sie einigermaßen wieder beruhigt, hatte sie dem jungen Manne die Hand gereicht, gleichsam um das Unrecht zu vergelten, das ihr Herz ihm wider ihren Willen zugefügt. Seine letzten Worte, mit denen er das

Zimmer verlassen, lasteten centnerschwer auf ihrer Brust und erzeugten den Entschluß, ihn nicht um das Schicksal des jungen Dichters zu befragen. Dankbar und mitleidsvoll gedachte sie seiner.

Während Franz und Kaleb in dem Comptoir arbeiteten, blieb Anna bei dem Vater. Der Greis hatte wieder soviel Fassung gewonnen, daß er ruhig auf die Worte hörte, mit denen die Tochter ihn zu unterhalten und zu trösten suchte.

Von Zeit zu Zeit erschien der Kassirer, um sich nach dem Zustande seines Herrn zu erkundigen. Als er gegen Abend in das Zimmer trat, zeigte er an, daß Franz die Spur des entflohenen Banquier's entdeckt habe und ihm nachgereis't sei.

Eine stumme Umarmung des Herrn Hubertus belohnte den Kassirer für diese Nachricht.

Anna trocknete sich die Thränen — sie galten Franz.

3.

Richard befand sich in einer Lage, welche, vom Glücke, und vom Unglücke zugleich geschaffen, seine Brust mit den widersprechendsten Gefühlen an-

füllte. Die Sorge um die Zukunft der Mutter war gehoben, sein Bruder Franz, der Associé eines reichen, angesehenen Fabrikherrn, hatte sie übernommen und auch er selbst konnte auf die Hülfe desselben zählen, wenn sich ihm nicht ein anderes Mittel darbieten würde, seinem Leben eine andere Richtung zu geben. Er fand indeß in diesem Bewußtsein nur einen schwachen Trost und wenig Beruhigung, denn die Liebe zu Anna und die Großmuth des edlen Franz kämpften mit dem Ehrgefühle des Dichters, es gebot ihm, die Liebe aus seinem Herzen zu verbannen, um an Großmuth dem Bruder nicht nachzustehen; ja er mußte sie selbst verbannen, wenn er auch den Bruder vergessen wollte, denn daß Anna gegen ihre Neigung zum Altare gehen würde, daß ihr Herz bereits gewählt, glaubte er mit Gewißheit annehmen zu können, seit er den ihr bestimmten Gatten kennen gelernt. Seine Liebe war in demselben Grade hoffnungslos, als sie leidenschaftlich war.

Der Lebensüberdruß erwachte von neuem, er war das Resultat der Gedanken, denen Richard während des Nachmittags nachgehangen. Als der Abend zu dämmern begann, erwachte seine Mut-

ter. Lächelnd trat sie in das Zimmer und reichte, nach ihrer Gewohnheit, dem düstern Richard die Hand.

— Mein Sohn, sprach sie, ich hatte einen schönen Traum, so schön, wie ich ihn noch nie geträumt. Soll ich ihn Dir erzählen?

Richard willigte ein, denn er wußte, daß er der armen Mutter eine Freude damit bereitete.

— Mir träumte, begann Frau Bertram, indem sie sich auf einen Stuhl setzte, ich sei von unserm kranken Nachbar zurückgekehrt. Die Erinnerung an meinen verlorenen Sohn hatte mich trüb gestimmt und ich mußte weinen, denn mir war, als ob ich auch Dich verlieren sollte. Da stürzt plötzlich ein junger, schöner Mann, der wie durch einen Zauber in unser Zimmer gekommen war, zu meinen Füßen nieder und ruft: nein, Mutter, nein, Ihr Fritz lebt, er hat stets an Sie gedacht und Ihren Namen nur genannt, um ihn zu segnen. Bestürzt sehe ich den jungen Mann, der sich meinen Sohn nannte, an, ein freudiger Schauder durchrieselt meine Glieder, die Sinne schwinden mir, denn ich erkenne die Züge seines Vaters — es war sein Blick, mit dem er mich

damals angesehen, als ich noch glücklich war; es war aber auch der Blick — fügte sie mit zitternder Stimme hinzu — mit dem er mich angesehen, zum letzten Male angesehen, als er mich verließ, um mich dem Elende und der Verzweiflung preiszugeben. Der Schmerz umwebte meine Sinne mit Nacht, ich sah nichts mehr. Da zauberte der Traum mir wieder eine andere Zeit zurück: ich befand mich in dem Schlafzimmer, in dem das kleine Bett meines Fritz stand. Ich trete leise heran, neige mich zu ihm nieder und sehe, wie der holde Knabe seine Händchen zum Gebete faltet, wie er mich anlächelt und des Mutterkusses wartet. Zitternd vor Freude beginne ich, ihm das Abendgebet vorzusagen — da verschwindet plötzlich das kleine Bett mit dem Kinde, der schöne junge Mann liegt wieder zu meinen Füßen und spricht die letzten Worte des Gebetes. Es war Fritz, der das Abendgebet nicht vergessen hatte, das ich ihn gelehrt. In diesem Augenblicke tratest auch Du heran und reichtest Deinem Bruder die Hand. Ach, wie glücklich war ich da! Ich sah, wie meine beiden Söhne sich umarmten, mein Fehltritt war kein Fluch für sie, sie liebten sich als Brüder!

Doch mein Glück war nur von kurzer Dauer; schon nach einigen Augenblicken entschwand der Traum und mit ihm die holden Bilder, die er mir vorgezaubert! Ach, Richard, hätte ich doch so fortträumen können!

Trüb vor sich hinblickend hatte der junge Mann der Erzählung zugehört. Der Schmerz seiner Mutter über das entschwundene Glück des Traumes durchschnitt ihm die Seele. Schon stand er im Begriffe, der armen Frau das, was ihr kranker Geist geträumt zu haben glaubte, als Wahrheit zu bezeichnen und ihr jetzt, in dem lichten Augenblicke, die glückliche Umgestaltung der Dinge mitzutheilen, als sie plötzlich aufstand und in einem festen Tone fragte:

— Richard, sage mir offen: wie würdest Du Deinen Bruder empfangen, wenn er in diesem Augenblicke zu Dir einträte?

Betroffen über den Ton, in dem die Frage an ihn gerichtet wurde, schwieg er einen Augenblick. —

— Bedenke wohl, setzte sie hinzu, sein Vater ist nicht Dein Vater; Fritz ist vielmehr der Sohn dessen, der unser Unglück herbeigeführt und Deine

Mutter mit Schimpf und Schmach beladen hat. Träume kommen von Gott und nicht von ohngefähr, und ein Traum zeigte mir ihn als einen schönen jungen Mann in eleganter Kleidung. Er war nicht arm und nicht mit Lumpen bedeckt, wie wir —

In diesem Augenblicke gewahrte sie die Kleidung, die Richard am Morgen im Hause des Herrn Hubertus angelegt hatte. Mehr betroffen, als überrascht sah sie ihn einen Augenblick an.

— Wie Richard, auch Du hast Deine schlechten Kleider abgelegt, und neue, schöne angezogen? Ach, seufzte sie, jetzt bin ich wohl die Einzige, die sich nicht putzen kann und frieren muß in ihren zerrissenen Kleidern! Ja, ja, ich bin von aller Welt verlassen! Das ist die Strafe für meine Sünden!

— Mutter, rief der junge Mann und das Geschenk seines Bruders glühte wie Feuer auf seinem Körper, ich werde nie aufhören, für Sie als Sohn zu sorgen. Dieser Kleider bedurfte ich und mußte die erste Gelegenheit, die sich mir darbot, benutzen, um sie mir zu schaffen. Ich gehe jetzt in einen Laden, die nöthigen Einkäufe für Sie

zu besorgen, Sie werden von heute an nicht mehr darben, sondern in Glück und Wohlstand leben! Auch werde ich den Zins für diese Wohnung bezahlen und sie mit allen Bequemlichkeiten versehen, die nöthig sind, meiner guten Mutter das Leben zu verschönen.

Das bleiche Gesicht der armen Geisteskranken strahlte vor Freude und ein leichtes Roth breitete sich darüber aus. Als ob sie mit Anstrengung alle ihre Sinne sammelte, um zu prüfen, daß sie recht gehört, stand sie einige Augenblicke da und sah Richard mit großen Augen an. Dann sprach sie mit bewegter Stimme:

— Mein Sohn, Du sagst, ich solle in Glück und Wohlstand leben und nicht mehr darben?

— Ja, Mutter, das Unglück scheint müde zu sein, uns zu verfolgen!

— Und Bequemlichkeiten willst Du mir verschaffen, ich brauche nicht mehr auf dem harten Lager zu schlafen, wenn ich krank bin?

— Noch heute erhalten Sie ein weiches Bett.

— Und wem verdanken wir dies alles, mein Sohn?

— Denken Sie, liebe Mutter, Sie verdankten

alles Ihrem zweiten Sohne, Ihrem kleinen Fritz, den Sie im Traume gesehen. Denken Sie, daß er sich durch eigenes Verdienst und nicht durch die Wohlthaten seines Vaters, den er nicht kennt, zu einem wohlhabenden Manne emporgeschwungen, und daß er nur deshalb nicht schon früher dem Zuge seines edeln Herzens gefolgt ist, weil er nicht wußte, wo seine arme Mutter lebt; denken Sie, Ihr zweiter Sohn sei glücklicher gewesen, als ich, Ihr ältester; ihm sei es vergönnt, für Sie zu sorgen, während ich, der arme, hungernde Dichter, Sie nicht einmal vor Mangel und Elend zu schützen vermochte. Denken Sie, daß der Sohn sich bemüht, das Unrecht seines Vaters nach Kräften auszugleichen, gedenken Sie seiner mit Liebe, und Sie haben die Deutung des Traumes gefunden.

— Ja, mein Sohn, sprach gerührt Frau Bertram, ich muß mich wohl daran gewöhnen, in Dir auch meinen Fritz zu lieben, wenn ich ihn nicht hassen soll, seit er mir im Traume erschienen. Ich will glauben, daß er seinen treulosen Vater nicht kennt, daß er nicht einmal von der Unthat desselben Kunde erhalten, und daß das

Schicksal ihn von ihm und mir getrennt hat. Ach, ich fühle, mein zweiter Sohn ist sehr zu beklagen!

— So recht, liebe Mutter; der Sohn ist schuldlos an den Vergehen des Vaters. Sollte ihn der Himmel uns wieder zuführen, so öffnen Sie ihm Ihre Arme, wie Sie im Traume gethan — ich drücke ihn als Bruder an mein Herz. Nicht wahr, Sie zürnen ihm nicht?

— Ach, wenn er doch käme! Du hättest dann einen Freund und könntest mit ihm zusammen arbeiten!

— Träume kommen von Gott! Sie sind die Vorboten von Ereignissen, die einen wichtigen Einfluß auf unser Leben ausüben. Darum hoffen Sie, meine Mutter!

Richard kannte seine Mutter, er wußte, daß sie unbeugsam war, wenn man ihr widersprach, ohne vorher ihre Ansichten zu berichtigen. Wie ein Kind mußte man sie dem Zwecke entgegenführen, den man erreichen wollte, nur nach und nach faßte sie Begriffe und Meinungen auf. Aus diesem Grunde hatte er sie auch bei dem Glauben gelassen, die Erscheinung des Bruders sei ein Traum gewesen, er wollte sie langsam auf die

Wahrheit vorbereiten, damit der Groll gegen ihn, den der Gedanke an seinem Vater erzeugte, verlöscht würde. Er hatte selbst die Erfahrung gemacht, daß das Gegentheil von dem, was sie in lichten Augenblicken dachte und sprach, durch eine kleine Anregung plötzlich zur fixen Idee wurde, von welcher der schwache, verirrte Geist sich nicht wieder zu trennen vermochte. Für Franz hatte er nun nicht mehr zu fürchten, denn der Gedanke, er sei durch den Vater ihr geraubt und in glücklichen Verhältnissen erzogen, war im Keime erstickt und durch eine richtige Ansicht ersetzt.

Noch ehe eine Stunde verfloß, stand an der Stelle des armseligen Strohlagers in der Schlafkammer ein neues vollständiges Bett, das Richard in einem nahegelegenen Magazine gekauft hatte. Die Börse, die Franz zurückgelassen, enthielt eine nicht unbedeutende Summe, und der Dichter nahm keinen Anstand, sie zu verwenden, da sie von dem Sohne für die Mutter bestimmt war.

Als der junge Mann das Ordnen des kleinen Schlafgemachs vollendet hatte, ging er zu dem kranken Nachbar, wo sich auch seine Mutter befand, die von dem Ankaufe des neuen Hausge-

räthes noch gar nichts wußte. Richard hatte den Greis seit dem vorigen Tage nicht gesehen. Er schlief, als er eintrat; aber an dem schweren Athemholen, das fast ein Röcheln genannt werden konnte, erkannte unser Freund, daß sich der Zustand des Kranken bedeutend verschlimmert hatte. Traurig ließ er sich an dem Bette nieder und heftete seine Blicke auf das todtbleiche Gesicht des kranken Greises. Frau Bertram saß an dem Tische, auf dem eine kleine Lampe brannte, und beschäftigte sich mit weiblicher Arbeit.

Die Stille, die im Zimmer herrschte, und die Nähe des Kranken erweckten in dem jungen Dichter mancherlei Gedanken. Das Leben, das im Angesichte des Todes einen doppelten Werth zu erhalten pflegt, erschien ihm nicht nur völlig werthlos, sondern selbst eine Last, und heftiger als am verflossenen Tage, wo die Kindespflicht der Mutter ein Opfer bringen wollte, regte seine hoffnungslose Liebe den Gedanken an, sich von dieser Last zu befreien. Des Greises Krankheit, welche sicher in kurzer Zeit die Pforten des Todes öffnen mußte, erschien ihm als ein beneidenswerthes Loos, als ein Engel, der alle Qua-

len des Herzens mit wohlthätiger Hand verlischt. Vor allen aber war ihm der Gedanke furchtbar, Anna, das Ideal seiner Liebe, im Besitze eines Andern zu sehen; denn wenn auch Franz großmüthig und edel genug war, durch die Verzögerung seines eigenen Glückes ihm die Hoffnung zu erhalten, so hielt er dennoch Gegenliebe für unmöglich, da er annahm, sein Bruder Franz sei der Jungfrau erste Liebe und sowohl ihre, als des Vaters Wahl festgestellt. Der Reiz und die Poesie des Lebens waren dahin, die Zukunft lag wie eine schwarze Nacht vor ihm, in welcher der Wanderer seinen Weg nicht fortzusetzen wagt, da kein Sternlein freundlich lächelt, ihm den Pfad zu erhellen.

Die Glocke der Pfarrkirche verkündete die achte Stunde. Richard bebte bei dem ersten, unerwarteten Schlage zusammen; wie ein Grabgeläute zitterten die dumpfen Töne durch seine Brust und erfüllten sie mit einem wehmüthigen Schmerze.

In dieser Stimmung mochte ihm wohl eine Viertelstunde verflossen sein, als ein Geräusch von Tritten sich auf der Treppe und gleich

darauf auf dem Vorsaale vernehmen ließ. Um den Schlummer des Kranken nicht unterbrechen zu lassen, ergriff der verzweifelnde Dichter die Lampe, öffnete leise die Thür des Stübchens und trat hinaus, denn er vermuthete die Rückkehr seines Bruders.

Der Schein des Lichtes fiel auf zwei Männer, die vor ihm standen. In dem einen erkannte er den Boten wieder, der Franz diesen Morgen den Brief gebracht. Der andere war ein ihm unbekannter Greis. Der freundliche Leser kennt ihn, denn es war Kaleb, der Kassirer des Herrn Hubertus.

— Herr Richard Bertram? fragte Kaleb freundlich grüßend.

— Der bin ich! antwortete Richard. Was wollen Sie?

— Ich komme im Auftrage Ihres Bruders, des Herrn Franz.

Richard öffnete die Thür seines Zimmers und lud durch eine Bewegung mit der Hand den Greis ein, einzutreten.

— Joseph, sprach der Alte, Du erwartest mich unten an der Thür. Dann trat er ein, Richard folgte.

Sie kommen von meinem Bruder? fragte der junge Mann, indem er dem erschöpften Kaleb einen Stuhl bot.

— Von ihm. Ich bin der Kassirer der Fabrik und habe den Vorzug, mich einen Freund des Herrn Franz nennen zu dürfen.

— So werden Sie sich wundern, die Familie Ihres Freundes in einer solchen Wohnung aufsuchen zu müssen.

— O nein, mein Herr, ich bin bereits unterrichtet. Mein junger Freund hat vor mir keine Geheimnisse, denn er ist unter meinen Augen emporgewachsen und weiß, daß ich den lebhaftesten Antheil an allem nehme, was ihm im Leben begegnet. Außer mir hat er niemandem die freudige Nachricht mitgetheilt, daß er das Glück hatte, Mutter und Bruder wiederzufinden.

Die Worte des Kassirers erweckten in Richard den Verdacht, Franz bereue das in Bezug auf Anna gegebene Versprechen, wolle aus diesem Grunde eine Annäherung vermeiden und durch eine dritte Person für die Mutter Sorge tragen lassen. Obgleich ihn dieser Gedanke nicht eben schmerzlich berührte, da er das vermeintliche Verfahren des Bruders

nicht unnatürlich fand, fragte er doch in einem trockenen Tone:

— Was hält ihn ab, sich dieses Glückes zu erfreuen?

Kaleb seufzte, die Antwort auf diese Frage schien ihm schwer zu werden. Richard sah sich in seiner Vermuthung bestärkt und auch ihm entquoll ein Seufzer.

— Ja, mein Herr, fuhr er fort, das Schicksal hat seine Launen; selten sendet es ein Glück, das nicht irgend ein Unglück ihm Gefolge hätte. Sie sind der Freund meines Bruders, darum bitte ich Sie, ihm zu sagen, er möge das Unglückliche dieses Tages zu vergessen suchen und nur für unsere Mutter sorgen, — ich bedürfe seiner Unterstützung nicht.

— Himmel, rief Kaleb, indem er erschreckt von seinem Sitze emporsprang, woher wissen Sie das Unglück, das uns betroffen? Herr Franz war seit diesen Mittag nicht bei Ihnen — sollte sich das Gerücht davon schon durch die Stadt verbreitet haben? Dann ist unsere Firma mit Schimpf und Schande bedeckt, wir sind verloren!

Richard sah erstaunt den alten Mann an.

— Sie scheinen mich nicht verstanden zu haben, oder Sie reden von einem Unglücksfalle, den ich nicht kenne. Erklären Sie sich deutlicher.

— Ihnen ist kein Gerücht zu Ohren gekommen?

— Keins! Der Brief aber, den mein Bruder diesen Mittag hier erhielt, läßt mich vermuthen — —

— Gott sei Dank! sprach Kaleb indem er sich von seinem Schrecken zu erholen suchte, es ist also noch Geheimniß. So hören Sie mich an, das Schicksal Ihres Bruders kann Ihnen nicht gleichgültig sein. Sie haben recht, wenn Sie der Brief ein Unglück befürchten läßt. Durch das Fallissement eines Bankhauses haben wir einen Verlust von sechszehntausend Gulden erlitten.

— O Himmel!

— Dieser Verlust wäre für ein Geschäft wie das unsrige zu verschmerzen gewesen, wenn nicht die lange Stockung des Handels alle Baarvorräthe verschlungen und fast jede Unternehmung einen schlechten Erfolg gehabt hätte. Kurz, mein Herr, diese sechszehntausend Gulden, die zur ehrenvollen Fortsetzung des Geschäftes verwendet wer-

den sollten und auf die wir mit Zuversicht gerechnet hatten, war alles, was uns blieb. Wovon soll ich nun die Arbeiter bezahlen? Gelder gehen nicht ein, weil die verdammte Revolution die Leute abhält zu bezahlen, und meine Kasse ist leer. O dieser schurkische Banquier! Und dieser Mensch gab noch einen Ball, um den Sieg über die Anarchie zu feiern, um zu beweisen, daß er der guten Sache angehöre! Aber so sind die sogenannten Großen dieser Erde — wenn sie schwelgen, muß der fleißige Bürger den Tanz bezahlen, und wenn sie das nicht wollen, schimpft man sie Rebellen. Gott verzeihe mir die Sünde — aber ich wollte, die ganze saubere Gesellschaft von gestern Abend hätte sich den Tod an den Hals gesoffen, das haben sie verdient! Ach mein armer, armer Herr!

— Ist denn Ihre Lage so bedrängt, daß kein Ausweg mehr zu finden ist? fragte Richard. Ist denn mein Bruder Franz völlig rathlos?

— Die Summe, die nöthig ist, um die Arbeiter zu bezahlen, glaubt er herbeischaffen zu können. Aber diese genügt nicht. In acht Tagen muß auch ein Wechsel von zweitausend Ducaten bezahlt werden. Was hilft es, wenn die Arbeiter

befriedigt sind und der arme Herr Hubertus muß in das Schuldgefängniß wandern? Diese Schande überlebt er nicht und wir alle sind unglückliche Menschen! Ach, mein Herr, Sie sollten nur die Verzweiflung unseres guten Herrn gesehen haben, als er mit der Nachricht zurückkam, der nichtswürdige Banquier sei diesem Morgen heimlich entflohen und habe keinen Menschen bezahlt! Ich habe meinen Herrn nur einmal weinen sehen — es war an dem Grabe seiner geliebten Frau — heute sah ich ihn zum zweiten Male weinen.

Der arme Kaleb zog sein Taschentuch hervor und trocknete die Thränen, die unter seinen grauen Wimpern hervorquollen. Richard sah ihn gerührt einen Augenblick an.

— Wo ist mein Bruder? fragte er.

— Er hat das letzte Mittel versucht und ist dem Banquier nachgereis't. Doch glaube ich kaum, daß er auf der rechten Spur ist; so gut wie der Schurke einen Ball gab, um die Anstalten zu seiner Flucht zu verdecken, wird er auch Anlaß zu falschen Gerüchten über seinen Weg gegeben haben, um ungestört reisen zu können.

— Wenn er nun, wie wahrscheinlich ist, unverrichteter Sache zurückkehrt, was geschieht dann? Ist indeß nicht eine Verlängerung des Wechsels zu erlangen?

— Diesen Punkt, entgegnete Kaleb, betrifft vorzüglich mein Besuch. Herr Franz hat mir Auftrag gegeben, Ihnen alles zu eröffnen, denn, sagte er, was ihn angehe, gehe auch seinen Bruder an, er müsse von nun an Glück und Unglück mit Ihnen theilen. So vernehmen Sie denn, was außer Herrn Hubertus, Herrn Franz und mir noch niemand weiß: es ist allerdings eine Verlängerung des Wechsels, und vielleicht auch noch etwas mehr, zu erlangen, aber unter Bedingungen, die wir nicht gewähren können, da sie eben so schändlich sind, als sie das Unglück einer geliebten Person für das ganze Leben herbeiführen.

— Und diese Bedingung? fragte Richard gespannt.

— Die Hand Anna's, der Tochter vom Hause.

Der junge Mann vermochte nichts zu antworten, ihm war, als ob eine Wolke seine Augen verdunkelte und plötzlich alles Blut zurückgetreten

sei. Mit der Hand auf den Tisch gestützt, stand er bewegungslos da und sah starr dem Verkünder dieser Botschaft in das Angesicht.

— Ach, mein Herr, fuhr Kaleb fort, der keine Ahnung von Richards Seelenzustande hatte, da er seine Liebe zu Anna nicht kannte, wenn Sie wüßten, wie zärtlich sich die beiden jungen Leute lieben — denn sie sind Verlobte — so würden Sie das Unglück Ihres armen Bruders ganz ermessen können. Die Liebe zu seinem Wohlthäter und die Liebe zu seiner Braut sind so unzertrennlich in ihm, daß er gewiß stirbt, wenn er eine von ihnen opfern muß. Und doch wird er sich zu einem Opfer entschließen müssen, wenn das Unglück fortfährt uns zu verfolgen.

Richard gedachte des großmüthigen Versprechens, das ihm Franz diesen Morgen gegeben, als er von seiner Liebe zu Anna Kenntniß erhalten. Nach den Worten Kaleb's konnte er jetzt die Größe des Opfers ermessen, das er ihm, dem kaum wiedergefundenen Bruder, gebracht, und hätte der Entschluß, das Glück desselben nicht zu stören, nicht schon fest in ihm gestanden, so würde er in diesem Augenblicke sich unerschütterlich gestaltet haben. Doch nun galt es

mehr als unthätig sich zurückziehen und seine Leidenschaft durch Selbstüberwindung, oder wohl gar durch den Tod zu besiegen; es galt zu handeln, um dem Bruder das Glück zu erhalten, das er ihm so theuer erkauft.

— Wer besitzt den Wechsel? fragte er hastig.

— Der Secretair des Premierministers Grafen St . .

— Sein Name?

— Montoni!

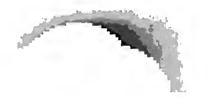
Der junge Dichter fuhr entsetzt zurück, denn er wußte, daß der Name dieses Mannes keinen guten Klang hatte, daß das Gerücht ihn als einen Gleißner bezeichnete, der unter einem sanften, kriechenden Aeußern das boshafteste und eigennützigste Herz verbarg, mit einem Worte, aus der gottseligen Schule der Jesuiten hervorgegangen sei, und daß er bereits unter der Regierung des verjagten frühern Premierministers vielfache Proben seines von Liebhabern geschätzten und schätzenswerthen Talentes abgelegt habe. Nachdem sich Richard einen Augenblick gewundert, daß dieser Mann jetzt wieder eine Anstellung gefunden, rief er aus:

— Montoni, sagen Sie? Dieser boshafte Italiener, der mehr Schurkenstreiche in seinem Leben verübt hat, als er noch Haare auf seinem Haupte zählt?

— Derselbe! antwortete seufzend Kaleb.

— Bei diesem Manne finden Bitten und gute Worte keinen Eingang, da ist alles vergebens. Kann ich Ihnen nützen, auf andern Wegen Hülfe zu schaffen, so geben Sie mir Anleitung, meinen Arm, meinen Kopf, selbst mein Leben stelle ich zu Ihrer Verfügung!

— Mein Herr, sprach der Kassirer, Sie kommen dem Wunsche Ihres Bruders zuvor; doch nicht Ihr Leben beansprucht er, sondern nur Ihre Feder. Wir haben nämlich den Plan verabredet, die Summe zur Tilgung des Wechsels durch kleine Anleihen bei den zahlreichen Freunden des Herrn Hubertus aufzubringen und als Grund die Stokkung der Gelder, nicht aber unsern Verlust anzugeben. Es müssen zu dem Zwecke Briefe geschrieben werden, und zwar noch diese Nacht, damit sie morgenfrüh an die Adressen abgehen können, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir im ungünstigen Falle, vor Ablauf der nächsten acht



Tage noch andere Maßregeln zu ergreifen gezwungen sein sollten. Herr Franz läßt Sie nun bitten, mich in diesem Geschäfte zu unterstützen und seine Thätigkeit, die durch die Reise uns entzogen, zu ersetzen. Nicht war, fügte der Greis hinzu, ich habe keine Fehlbitte gethan?

— Wo werden wir arbeiten? fragte Richard.

— In unserm Comptoir.

— Allein?

— Ganz allein!

— Wohlan, ich folge Ihnen!

Nachdem der junge Mann sich bei seiner Mutter beurlaubt und ihr als Grund seiner Entfernung eine dringende, einträgliche Arbeit angegeben, von der er mit der Frühe des nächsten Morgens zurückkehren würde, verließ er mit Kaleb und gefolgt von Joseph, der an der Hausthür gewartet hatte, seine Wohnung. Es war zehn Uhr, als sie in dem Comptoir des Herrn Hubertus anlangten.

4.

Frau Bertram befand sich allein mit dem blinden Greise. Da sie statt Richards diese Nacht

an dem Bette des Kranken zubringen wollte, traf sie ihre Einrichtungen dazu. Sie zog den Tisch so geräuschlos als möglich an die Lagerstatt heran, so daß sie, am Tische sitzend, auch neben dem Krankenbette saß, füllte einen kleinen irdenen Krug mit frischem Wasser und die Lampe mit Oel, dann nahm sie ihren Platz ein und beschäftigte sich wieder mit ihrer Arbeit.

Eine tiefe Stille herrschte in und außer dem Hause, nur die schweren Athemzüge des Kranken und der Schall der Glocke, welcher jede Viertelstunde durch die Nacht zitterte, den Lauf der Zeit anzudeuten, waren vernehmbar.

Die Flamme der Lampe warf einen hellen Schein auf das todtbleiche Gesicht des unruhig schlummernden Greises, dessen Augenlider zwar geschlossen waren, aber durch ein stetes Zucken die Bewegung verriethen, in welcher ein Krampf die erblindeten Augen erhielt. Der Schlaf, dieser allmächtige Heilbringer und Tröster der Natur, schien seine wohlthätige Hand von dem Kranken bereits zurückgezogen zu haben, um seinem ewigen Bruder, dem Tode, zu weichen, denn der Zustand des armen Wilibald war kein Schlaf

mehr zu nennen, sondern ein Hinbrüten des Körpers, ein langsames Aushauchen der letzten Lebenskraft. Die abgezehrten weißen Hände, deren dunkelblaue hohe Adern deutlich hervortraten, lagen regungslos auf der Decke des Bettes ausgestreckt; man hätte sie für abgestorben halten mögen, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein convulsivisches Zucken sie leise bewegt hätte.

So verfloß die erste Hälfte der Nacht. Wiubald, dessen Athemzüge nach und nach langsamer und schwächer wurden, regte sich kaum, und Richards Mutter, dann und wann durch einen Trunk frischen Wassers den Schlaf verscheuchend, hielt mechanisch ihre Arbeit in den Händen. Doch vergebens suchte sie den aufdringlichen Gast von sich fern zu halten, sie kämpfte noch einige Zeit, dann erlag sie seiner freundlichen Gewalt. Den Kopf auf den Tisch gelehnt, war sie eingeschlummert.

Gegen Morgen bewegte sich der kranke Greis, es schien, als ob ihn ein schmerzliches Gefühl oder der feste Wille des Geistes mit Gewalt seiner Lethargie entrissen habe. Zuerst erhob er langsam seinen Kopf, dann tappte er mit der Hand zur Seite des Bettes, wo Frau Bertram, seine Wär-

terin, saß. Als er durch die Berührung ihres Kleides ihre Anwesenheit wahrgenommen, zog er langsam die Hand auf das Bett zurück.

— Frau Nachbarin! rief er leise.

Es erfolgte keine Antwort, denn Frau Bertram war fest eingeschlafen.

Nach zehn Minuten wiederholte der Kranke sein schwaches Rufen, es blieb aber erfolglos, wie das erste Mal.

— Sie schläft, murmelte er; die arme Frau!

Abermals verflossen einige Minuten und der Greis rief zum dritten Male, aber unruhiger und stärker, als zuvor. Als auch hierauf keine Antwort erfolgte, tappte er mit der Hand wieder zur Seite und suchte durch Ziehen an dem Kleide Frau Bertram zu wecken. Dies gelang ihm, denn die Schlafende fuhr mit dem Kopfe empor, sah sich im Zimmer um und fragte:

— Richard, bist Du da?

— Nein, liebe Frau Nachbarin, flüsterte der Greis, Ihr Sohn ist nicht hier; ich habe Sie geweckt.

— O mein Gott, rief sie erschreckt, ich war eingeschlafen! Wollen Sie trinken?

— Meine Lippen sind trocken, wie heißer Sand — reichen Sie mir ein Glas Wasser!

Die Hand des Kranken war so matt, daß Frau Bertram ihm das Glas zum Munde führen mußte. Nachdem er getrunken, sank er in das Kissen zurück.

Die vorige Stille trat wieder ein. Mit schmerzlichen Blicken sah die Frau den blinden Greis an und eine Thräne des Mitleids rann über ihre bleiche, abgehärmte Wange. Dann faltete sie die Hände und die Lippen bewegten sich im leisen Gebete.

— Frau Bertram, flüsterte der Kranke wieder, sitzen Sie neben meinem Bette?

— Ja!

— Können Sie meine Worte verstehen, wenn ich so rede, wie ich jetzt geredet habe?

— Ja!

— Wo ist Richard?

— Ein Mann hat ihn zu einer dringenden Arbeit abgeholt; mit dem Morgen wird er zurückkehren.

— Mit dem Morgen, sagen Sie, liebe Frau? Sind wir denn in der Nacht?

— Mitternacht muß vorüber sein!

Eine Pause trat ein, während der sich der Kranke zu erholen schien.

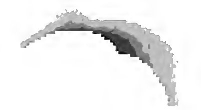
— Wie befinden Sie sich, Herr Wilibald? fragte theilnehmend Richard's Mutter, indem sie sich über das Bett beugte.

— In diesem Augenblicke ist mir wohl, ich fühle keine Schmerzen; doch glaube ich, daß mein Ende nicht mehr fern ist — eine Ahnung sagt es mir, und dann auch die stets wachsende Schwäche.

Es schlug vier Uhr. Ein leichter Windstoß fuhr an dem Dachfenster vorüber und setzte die Flamme der Lampe in Bewegung. Frau Bertram zog ihren alten Mantel fester um die Schultern. Wilibald hatte flüsternd die Schläge der Glocke gezählt, deren Schall von dem Morgenwinde schwankend über die Stadt hin getrieben wurde.

— Vier Uhr, seufzte er dann. Richard kann noch lange bleiben!

Ein heftiges Stöhnen des Kranken unterbrach plötzlich die abermals eingetretene Stille, das Röcheln, wie es Frau Bertram im Schlafe von ihm gehört, trat wieder ein und seine Hände zuckten



krampfhaft zusammen. Nach einigen Minuten war der Anfall vorüber und Wilibald lag so erschöpft in seinem Bette, daß kein Athemzug von ihm zu vernehmen war. Regungslos, wie der Kranke, saß Frau Bertram da und sah mit großen Augen auf den Greis.

Wohl eine Viertelstunde war verflossen, als er wieder zu reden begann.

— Richard bleibt zu lange — sprach er leise und in abgebrochenen Worten — hören Sie mich, Frau Bertram.

Die Frau neigte sich über das Bett.

— Liebe Nachbarin, ich erlebe vielleicht den nächsten Morgen nicht mehr. Bevor ich diese Welt verlasse, will ich mich Ihnen dankbar bezeigen — denn Sie und Ihr Sohn haben mich gepflegt und für mich gesorgt, als ob ich zu Ihrer Familie gehörte. — Unter meinem Kopfkissen liegt ein Schlüssel — holen Sie ihn hervor.

Mechanisch that Frau Bertram, wie der Kranke verlangt.

— Haben Sie den Schlüssel?

— Ja!

— Oeffnen Sie damit den Kasten in meinem

Schreibtische — Sie finden ein Paquet Papiere darin — mit diesen Papieren gehen Sie morgen früh zu dem Minister, der jetzt die Stadt und das Land regiert — und sagen Sie ihm, daß ich der Verfasser jenes Libell's sei, das unter dem Titel „die Jesuiten-Krone" in den Provinzen vertheilt ist, um sie zur Rebellion anzureizen. Für diese Anzeige werden Sie eine Belohnung von dreitausend Ducaten erhalten — nehmen Sie die Summe als Vergütung Ihrer treuen Dienste, die Sie mir geleistet. — Mich wird man in das Gefängniß werfen — aber sie mögen nur kommen, — sie werden nur noch meinen Leichnam finden — ja, ich fühle — mein Ende ist da!

Der Greis schwieg, das Röcheln hatte seine mit Anstrengung gesprochenen Worte wieder unterbrochen. Verwundert saß Frau Bertram da und hielt den Schlüssel in ihrer Hand.

— Dreitausend Ducaten? sprach sie leise vor sich hin. Man wird mir dreitausend Ducaten auszahlen, sagte er? Eine schöne Summe für uns armen Leute — sie reicht hin, um uns glücklich zu machen. Dreitausend Ducaten! Da kann ich ja in einem schönen Hause wohnen, kann mir

prächtige Kleider kaufen und brauche nicht mehr zu darben. Ach, und mein Sohn Richard — er kann die heirathen, die er liebt — er kann zu ihr gehen und ihr Herz und Hand anbieten, denn er hat eine Wohnung, die einer vornehmen Braut würdig ist. Und auch mich wird sie lieben, denn ich bin ja seine Mutter — von mir hat er das Geld erhalten, das ihn glücklich macht. — Ja, Richard, ich werde Dich glücklich machen, denn ich bin reich — ich besitze dreitausend Ducaten!;

Mit jenem unheimlichen Lächeln, das über den entflohenen Verstand trauert und dennoch von dem Glücke der Verlassenen zeugt, betrachtete die arme Frau den Schlüssel; aus ihren seltsam glänzenden Augen strahlte eine hohe Freude und die Wangen bedeckte ein leichtes Roth.

— Haben Sie die Papiere an sich genommen? fragte der blinde Wilibald.

— Die Papiere?

— Ohne sie würden Sie das Geld nicht erhalten, denn sie müssen Ihnen als Beweise dienen.

— Wo sind die Papiere?

— In dem Kasten meines Schreibtisches. Oeffnen Sie!

Vor Hast zitternd brachte sie den Schlüssel in das Schloß des Tisches, der vor ihr stand, und öffnete.

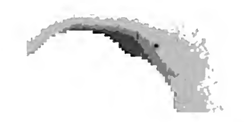
— Enthält das zusammengebundene Paket die Papiere, deren ich bedarf, um das Geld zu bekommen? fragte sie.

— Ja, stöhnte der Greis — es enthält alles, was nöthig ist.

Rasch ergriff die arme Wahnsinnige das Paket und verbarg es unter ihrem Mantel, den sie mit großer Aengstlichkeit, als ob man ihr den Fund entreißen wollte, fest an ihren Körper schloß.

— Ich habe die Papiere, rief sie aus, jetzt fort zu dem Minister! Ach, die Menge Geld — wie wird sich Richard freuen, wenn ich es ihm bringe. Dreitausend Ducaten? Herr Wilibald, wandte sie sich zu dem Kranken, Sie bleiben bei uns, es soll Ihnen an nichts fehlen, denn nun kann ich besser für Sie sorgen, als bisher, ich bin reich, sehr reich! Fort zu dem Minister!

Mit ungeheuerer Anstrengung hatte sich Wilibald in seinem Bette aufgerichtet, die Augen traten staar aus ihren Höhlen, in dem Barte er=



glänzte ein weißer Schaum und das Röcheln des Todes quoll über die bleichen Lippen. Die Hände streckten sich zitternd aus, als ob sie einen Gegenstand ergreifen wollten.

— Dort liegt noch ein — goldener Ring — in dem Kasten — er gehört Ihnen — sprach er dumpf — nehmen Sie ihn, daß er — keinem — andern — in die Hände — fällt — er gehört — Ihnen!

— Wo? fragte die Wahnsinnige.

— In dem — Kasten! sprach der Sterbende und sank zurück.

Ohne sich weiter um Wilibald zu kümmern, trat die Wahnsinnige wieder zu dem Tische, öffnete noch einmal den Kasten desselben und holte einen Ring daraus hervor, den sie früher übersehen hatte. Neugierig hielt sie ihn an das Licht und betrachtete ihn aufmerksam. Doch kaum hatte sie einen Blick in das Innere desselben geworfen, als sie mit dem Schrei „allmächtiger Gott, mein Ring!" zu Boden sank und wie leblos liegen blieb.

Die Stille des Grabes herrschte jetzt in dem Zimmer. Matt brannte die Lampe auf dem Tische und verbreitete einen falben Schein um sich

her. Doch nach kurzer Zeit erlosch auch die schwache Flamme derselben unter leisem Knistern, es war völlig Nacht.

Als der junge Morgen den ersten Strahl durch das Dachfenster warf, beschien er die Leiche des blinden Greises und das bleiche Gesicht der wahnsinnigen Frau, die ohnmächtig am Boden lag.

5.

Richard und Kaleb hatten die ganze Nacht gearbeitet. Mit dem Beginne des Tages waren die Briefe vollendet und mit den Adressen versehen, die Franz bei seiner Abreise zurückgelassen hatte. Der Kassirer selbst wollte sie befördern, obgleich er sich wenig Erfolg davon versprach. Nach dem Frühstück, das eine Magd im Comptoir servirt, verließen beide Männer das Haus des Herrn Hubertus, Richard, um zu seiner Mutter zurückzukehren, Kaleb, um die Briefe auszutragen. Von der Rückkehr seines Bruders sollte der junge Mann unterrichtet werden, sobald sie erfolgt sei.

Es war noch früh; in den Straßen sah man nur einzelne Arbeiter, die ihr Tagewerk beginnen

wollten, oder Soldaten, welche der Dienst zu ihren Sammelplätzen rief.

Nach kurzer Zeit hatte Richard seine Wohnung erreicht. Da er vermuthete, seine Mutter befinde sich noch bei dem Kranken, so öffnete er das Zimmer desselben, ehe er das seinige betrat. Bestürzt fuhr er zurück, denn er sah die arme Frau ausgestreckt am Boden liegen, regungslos und bleich. In der Meinung, Schlaf und Schwäche haben sie überwältigt, beugte er sich zu ihr hinab, legte zitternd seine Hand an ihre Schläfe und lauschte einen Augenblick auf ihren Athem; doch kein Hauch war vernehmbar, an der Stirn und auf den Schläfen perlte ein kalter Schweiß.

— Mutter! Mutter! rief der junge Mann entsetzt und hob den Kopf der Besinnungslosen empor, indem er den bleichen Mund derselben mit Küssen bedeckte. Mutter, ich bin da, Ihr Sohn Richard!

Schluchzend drückte er die arme Mutter an seine Brust, als ob er ihr kaltes Haupt erwärmen wollte, und seine Thränen vereinigten sich mit den Schweißtropfen auf der Stirn derselben. Durch die Bewegung und das Rütteln schien wie-

der Leben in die starren Glieder zurückgekehrt zu sein, denn Richard sah, wie die Augenlider leise zu zucken begannen, wie die Lippen sich öffneten, um dem Athem wieder Ein- und Ausgang zu gestatten und die Farbe des Lebens die Blässe des Todes nach und nach verscheuchte.

— Mutter, rief er von neuem, Ihr Richard ist da — er hält Sie in seinen Armen und bedeckt Ihre Stirn mit Küssen — sehen Sie ihn an, daß ihn die Angst nicht tödtet!

Gewaltsam schien der Geist die Ohnmacht des Körpers besiegen zu wollen, die Bewegung der geschlossenen Augen ward stets stärker, bis sie sich endlich öffneten, und die schlaff herabhängende Hand fuhr plötzlich empor, einen Gegenstand zu ergreifen, den der Mantel bis jetzt verborgen gehalten hatte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte die Erwachte ihren Sohn an.

— Dem Himmel sei Dank, rief dieser, sie lebt! Mutter, was ist geschehen? Reden Sie, o, reden Sie!

Mit bebender Hand deutete Frau Bertram auf das Bett, dann sank sie auf den Stuhl nieder,

auf dem sie so oft gesessen, um bei dem Kranken zu wachen.

Richard blickte hinüber.

— Er ist todt! sprach er dumpf. Der arme Greis hat ausgerungen, seine Leiden sind zu Ende. Kommen Sie, Mutter, wir haben unsere Pflicht gethan, der abgeschiedene Geist wird uns nicht fluchen!

Noch einen Augenblick betrachtete der junge Mann die Züge des verblichenen Greises, die ernst, wie sie im Leben gewesen, auch noch im Tode waren; dann führte er schweigend die Mutter aus dem Zimmer.

— Gehen Sie zu Bett, Mutter, sprach Richard, als beide in ihrem Dachstübchen angekommen waren; der Tod unsers guten Nachbars und das Wachen in der Nacht hat Sie angegriffen, ich fürchte für Ihre Gesundheit.

— Fürchte nichts, mein Sohn, ich habe mich völlig wieder erholt, denn nicht der Schmerz warf mich nieder, sondern die Freude, und Freude tödtet nicht, sie erweckt wieder zum Leben.

— Die Freude? fragte der Sohn schmerzlich

lächelnd; wissen Sie denn nicht, daß der arme Wilibald gestorben ist?

— Er ist todt? Das ist ein Glück für ihn!

Der junge Mann schwieg; die Worte der wahnsinnigen Mutter waren ihm aus der Seele gesprochen, und doch erfüllten sie ihn mit Schmerz, denn sie verriethen die völlige Abwesenheit ihres Verstandes. Lächelnd hatte sich die Arme niedergesetzt, ihre rechte Hand hielt den Mantel fest zusammen und die linke hatte sich zugedrückt, als ob sie ein Kleinod festhalten wollte, das sie zu verlieren fürchtete. So saß sie eine Zeitlang und schien dem Fluge ihres kranken Geistes zu folgen. Richard weinte seinem gestorbenen Freunde eine Thräne nach.

Plötzlich fuhr die Mutter aus ihrem Sinnen empor.

— Richard, sprach sie geheimnißvoll, sind wir allein?

— Ja, meine Mutter.

— So höre mich an, ich will Dir ein Geheimniß entdecken, das Dich glücklich macht!

— Reden Sie, Mutter, ich werde hören.

— Man belauscht uns doch nicht?



— Es ist niemand zugegen.

— Gut, mein Sohn, so höre mich an: ich bin reich, sehr reich!

Die letzten Worte hatte sie mit leiser Stimme gesprochen. Richard hielt sie für eine Phantasie ihres irren Geistes, deshalb fragte er in einem ruhigen Tone:

— Sie sind reich?

— Ja! Nun kannst Du heirathen.

— Mutter!

— Wie ich Dir sage, Du kannst heirathen, denn ich gebe Dir dreitausend Ducaten als Aussteuer. Nun kannst Du ein schönes Haus bewohnen und schöne Kleider tragen, kannst arbeiten oder spazieren gehen mit Deiner jungen Frau — wie es Dir beliebt.

Obgleich ihm eine solche Zukunft, wie sie die geisteskranke Mutter ihm malte, unmöglich schien, so erröthete der junge Mann doch über das ganze Gesicht und sein Herz begann hörbar zu pochen, denn Anna's Bild stieg in seiner Erinnerung empor und erfüllte ihn mit Freude und Schmerz. Ein tiefer Seufzer entquoll seiner Brust.

— Jetzt komm, mein Sohn, und führe mich.

— Wohin?

— Zu dem Premierminister, der in diesem Augenblicke die Stadt und das Land regiert.

— Zu dem Minister?

— Ja, zu ihm.

— Was wollen Sie bei dem Minister?

Frau Bertram blickte an die Decke des Zimmers und sann einen Augenblick nach.

— Warte, was wollte ich ihm doch sagen? — Ach, jetzt weiß ich es wieder — ganz recht: „Herr Minister, ich kenne den Verfasser des Libell's „die Jesuiten-Krone". Geben Sie mir die versprochene Belohnung von dreitausend Ducaten und ich nenne ihn Ihnen!" — Das werde ich ihm sagen.

— Mutter, fuhr Richard empor, Sie kennen den Verfasser dieses Libell's?

— Ja, ich kenne ihn — die Belohnung ist mir gewiß. Nun komm und führe mich zu dem Minister!

— Nein, nein, es ist nicht möglich! Wer sollte Ihnen diesen Namen genannt haben und in dieser Nacht? War jemand hier?

— Nein.

— Wer nannte Ihnen den Verfasser, Mutter?

— Unser Nachbar, der alte Wilibald.

— Wilibald? Und wer ist es?

Richard's Mutter sah sich im Zimmer um, als ob sie fürchtete gehört zu werden; dann flüsterte sie:

— Er selbst!

Einer Bildsäule gleich stand der arme Dichter da und starrte seine Mutter an, die ihm freundlich lächelnd in das Gesicht blickte.

— Er selbst ist der Verfasser der „Jesuiten-Krone? fragte er noch einmal.

— So hat er mir gesagt.

— Mutter, Sie haben sich geirrt! Der Verfasser dieses berühmten Buches kann der alte Wilibald nicht sein, denn er muß in einer Sphäre gelebt haben, die unserm armen Nachbar verschlossen gewesen.

— Richard, beharrte die Mutter, führe mich zu dem Minister! Ich werde den Namen nennen und dafür das Geld empfangen. Oder wenn Du nicht willst, gehe ich allein.

Mit diesen Worten erhob sie sich, trat vor den Spiegel und begann mit einer Hand ihr Haar zu ordnen, das wild um das blasse Gesicht hing.

— Mutter, sprach der Dichter, bleiben Sie, der Weg wird Ihnen nichts nützen.

Frau Bertram wandte sich von dem Spiegel ab und sah verwundert ihren Sohn an.

— Wie, sprach sie, er wird mir nichts nützen? Und warum?

— Weil Sie für Ihre Aussage, die eine Beschuldigung ist, keine Beweise haben.

— Beweise muß ich haben?

— Gewiß, denn man würde sonst glauben können, Sie beschuldigten den Greis dieses Verbrechens, um die ausgesetzte Belohnung zu erhalten. Dieser Verdacht ist um so wahrscheinlicher, da Wilibald jetzt todt ist.

Die Wahnsinnige schwieg einen Augenblick. Sie schien über etwas nachzudenken.

— Mein Sohn, sprach sie plötzlich, ich habe Beweise! Ja, ja, ich besitze die Papiere noch.

— Welche Papiere?

— Die unser Nachbar in dem Kasten seines Tisches aufbewahrt hat. Er gab mir den Schlüssel dazu und ich mußte sie herausholen. „Mit diesen Papieren gehen Sie morgen zu dem Minister" sagte er — ganz recht, ich besinne mich.

— Wo sind die Papiere?

Rasch öffnete Frau Bertram ihren Mantel und holte aus dem Busentuche eine ziemlich starke Papierrolle hervor.

— Hier sind sie, rief sie mit Freude strahlenden Augen, ich habe sie nicht verloren!

Mit zitternder Hand nahm Richard die Rolle, trat zu dem Tische, löste das Band und legte die Blätter auseinander. Seine Mutter stand neben ihm und sah neugierig dem Verfahren zu.

Die Rolle enthielt eine Anzahl beschriebener Bogen und eine gedruckte Broschüre. Der junge Mann erkannte auf den ersten Blick das von Wilibald's Hand gefertigte Manuscript zu dem berühmten Libell. Die Broschüre war ein gedrucktes Exemplar desselben. Zwischen den Blättern lagen mehrere Briefe ohne Unterschriften, deren Inhalt ebenfalls Bezug auf das Libell hatte. Es war ersichtlich, daß der Verfasser mit mehrern Personen, die ihm Stoff zu seiner Arbeit gegeben, in Briefwechsel gestanden, und daß er nach den erhaltenen Notizen gearbeitet hatte. Die Blätter waren beschmutzt und mit Zeichen des Setzers versehen.

Richard hatte keinen Grund mehr zu zweifeln, er war im Besitze eines Geheimnisses, für dessen Entdeckung ihm dreitausend Ducaten gewiß waren.

— Mutter, sprach er, ich behalte diese Papiere, ich werde sie verwenden.

— Nein, nein! Die Papiere lasse ich nicht; denn sie begründen Dein Glück, Dein Vermögen — ich werde sie zu dem Minister bringen und mir dafür das Geld auszahlen lassen. Herr Wilibald hat gesagt, ich solle es als Lohn für meine Sorge um ihn behalten. Gieb mir die Papiere zurück.

— Es ist besser, liebe Mutter, wenn ich selbst zu dem Minister gehe.

— Warum?

— Weil er vielleicht noch nähere Auskunft verlangt, die Sie ihm nicht geben können.

— Gut, ich bin zufrieden — gieb Du selbst die Papiere ab.

— Nicht wahr, Mutter, so ist es besser? sprach Richard, indem er die Rolle verbarg.

— Aber Du wirst heute noch gehen?

— Gewiß, heute noch.

— Weiß'st Du die Wohnung des Ministers?

— Ich weiß sie.

— Ach, mein Sohn, wie freue ich mich, Dich endlich glücklich zu sehen! — Wir haben viel gelitten — ich kann nicht mehr weinen — meine Augen sind trübe — sie brennen wie Feuer —.

Erschöpft sank sie auf den Stuhl zurück. Richard unterstützte sie.

— Sie sehen, Mutter, daß Sie wohl thun, nicht auszugehen; die schlaflos verbrachte Nacht und der Schmerz um unsern guten Nachbar hat Sie angegriffen, Sie müssen ein wenig ruhen. Gehen Sie zu Bett.

— Wann gehst Du zu dem Minister, Richard?

— Während Sie schlafen und sich erholen.

Leise glitten die Hände der schwachen Frau an ihrem Körper nieder, die Augen schlossen sich, Richard hielt die schlafende Mutter in seinen Armen. Behutsam hob er sie nach einigen Minuten empor und trug sie auf das Bett in der Kammer. Leise verschloß er dann die Thür, damit kein Geräusch die Schlafende erwecke.

Indem er das Zimmer durchschritt, berührte sein Fuß einen harten Gegenstand. Es war der Ring, welcher der Hand seiner Mutter entfallen war, als der Schlaf sich ihrer bemächtigte. Ueber-

rascht hob ihn der junge Mann vom Boden auf, trat zum Fenster und betrachtete ihn. Es war ein einfacher goldener Ring, der weiter keine Auszeichnung vor den gewöhnlichen Trauringen enthielt, als einen kleinen Diamant. Im Innern desselben standen deutlich die Worte „Klara und Ferdinand.“

— Mein Gott! sprach Richard, nachdem er die Namen gelesen, heißt nicht meine Mutter Klara, und nannte sie den Mörder meines Vaters, ihren treulosen Verführer, nicht Ferdinand, wenn sie in Ausbrüchen der Verzweiflung von ihm sprach? Ganz recht! Ich habe aber diesen, wie es scheint, werthvollen Ring nie bei ihr gesehen; wie kommt er heute, nach dem Tode des alten Wilibald, hierher? — Nach der Aussage meiner Mutter hat sich der Greis als Verfasser jenes verhängnißvollen Libell's genannt, und die Papiere beweisen es — der General B.., der verhaftete Führer der republikanischen Partei, hat die Schrift zu seinen Plänen benutzt durch Ausstreuung in den Provinzen — sie ist im Sinne dieser Partei verfaßt: es ist also anzunehmen, daß Wilibald mit dem General, wenn auch nur mittel-

bar, in Verbindung gestanden hat — und sagte nicht meine arme Mutter, der Urheber unsers Unglücks gehöre der Familie B.. an? Himmel, wenn unter allen diesen Verhältnissen ein geheimnißvoller Zusammenhang stattfände! Daß der Ring bis jetzt im Besitze meiner Mutter war, ist nicht anzunehmen, denn in diesem Falle wäre er mir längst zu Gesicht gekommen. Was bedeutet das?

Richard erschöpfte sich in Vermuthungen, er durchlas die Briefe, welche die Autorschaft Wilibalds beweisen sollten; doch umsonst — jene verwarf er wieder als grundlos, und diese enthielten nur Mittheilungen, welche in dem Libell ausgearbeitet und zur Motivirung der schweren Anklagen benützt waren, die man auf die Krone wälzte, um das Volk zum Aufstande zu reizen — nirgends fand er Gewißheit, daß es der General sei, der das Unglück seiner Familie herbeigeführt.

Endlich kam er auf den Gedanken, das Zimmer des Verstorbenen zu durchsuchen und nachzusehen, ob nicht unter seiner Hinterlassenschaft vielleicht Briefe oder Urkunden vorhanden seien, die über Wilibalds Beziehung zu andern

Personen Auskunft geben könnten, denn daß er zu seiner Denunciation nur solche Papiere gewählt habe, die Andere nicht in Gefahr bringen, hielt er für gewiß, da er den ehrlichen Sinn seines Nachbars kannte; und sollten sich Documente dieser Art vorfinden, so wollte er sie vernichten, um den würdigen Greis nicht im Grabe noch als einen Verräther bezeichnen zu lassen.

Mit klopfendem Herzen verließ er sein Zimmer, schritt über den Vorplatz, und öffnete leise, wie er zu thun pflegte, als er den Greis noch schlummernd in seinem Bette wußte, die Thür zu dem Zimmer des Todes.

Erschüttert blieb er vor dem Todtenbette stehen und betrachtete wehmüthig den seelenlosen Freund. Seine Züge waren ruhig, der Todeskampf mußte nur ein schwacher gewesen sein, denn er hatte sie nicht entstellt, und jener Ausdruck, der stets Zeugniß von der würdevollen Ergebung in sein Schicksal gewesen war, der dem jungen Mann so oft Achtung auferlegt hatte, sprach sich noch deutlich in ihnen aus. Die Augen waren geschlossen, als ob sie von Freundes Hand zuge-

drückt wären. Die hagern Hände lagen kreuzweis auf der Brust.

Nicht ohne Befangenheit begann der junge Mann seine Nachforschungen. Leise öffnete er zunächst den Kasten des Tisches, worin der Verstorbene, wie die Mutter gesagt, seine Papiere aufbewahrt hatte. Außer einigen Bogen Papier und einem Schreibzeuge fand er nichts darin vor. Dann holte er unter dem Bette einen kleinen Koffer hervor und öffnete ihn. Er enthielt die armselige Wäsche des Todten. Unter dieser lag ein dicker Stoß vergelbtes Papier. Richard untersuchte dieses Papier und fand zu seiner nicht geringen Ueberraschung das Manuscript eines Trauerspiels, das ein hochgestellter Mann, der durch dieses Werk sich einen Ruf als Dichter gegründet, unter seinem Namen der Welt übergeben hatte. Auf dem Manuscripte las er die Jahreszahl 1824 und, soviel er wußte, war das Werk erst vor einigen Jahren erschienen, und hatte seinem angeblichen Autor, der noch lebte, Geld und Ruhm eingetragen. Richard, der einige ihm bekannte Stellen des Trauerspiels las, erinnerte sich, daß er früher oft gewünscht, dieses Werk geschrie-

ben zu haben, da auch er Versuche in der dramatischen Litteratur gemacht hatte. Ueberrascht und verwundert zugleich über diese Entdeckung, legte er das von Wilibald's Hand geschriebene Manuscript auf den Tisch und schob den Koffer, da er nichts weiter enthielt, unter das Bett zurück. Er durchsuchte nun alle Winkel des Zimmers, doch überall trat ihm die bitterste Armuth entgegen, alles war leer. Hierauf trat er zu dem Todten zurück, um auf immer Abschied von ihm zu nehmen.

— O mein Gott, sprach er vor sich hin, dieser blinde, verlassene Greis starb in dieser elenden Dachstube vor Hunger und Mangel, während die Welt sich an den Produkten seines Geistes ergötzt und ein anderer in Glanz und Luxus die Früchte derselben genießt. Jetzt wundre ich mich auch nicht mehr, daß dieses anonyme Libell einen so gewaltigen Eindruck hervorgebracht hat, denn es ist aus einer Feder geflossen, welche der Genius eines hohen Talentes geleitet! Selbst das Gebiet des Geistes wird von den Verhältnissen tyrannisirt — hier liegt ein trauriges Opfer derselben. Fahre wohl,

wackerer, alter Freund, vielleicht sehe ich Dich bald, bald wieder!

Ehrfurchtsvoll beugte sich der junge Mann über das Bett und drückte unter Thränen einen Kuß auf die Hand des todten Dichters.

— Nein, nein, sprach er, indem er sich noch einmal zurückwendete, die Welt verdient nicht, Dich zu kennen, und sie soll Dich nicht kennen lernen, sie soll Deine Glorie nicht beschmutzen, die der Geist um Dein greises Haupt gezogen — ich bewahre sie Dir!

Erschüttert kehrte Richard in sein Zimmer zurück.

6.

Es war am Abend desselben Tages, dessen Frühsonne die entseelte Hülle des greisen Wilibald beschienen, als Herr Hubertus allein in seinem Zimmer saß, und mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt war, die vor ihm auf dem Tische lagen. Anna hatte sich seit einer halben Stunde in ihr Zimmer zurückgezogen, um den Vater, dessen Gemüth zu ihrer großen Freude sich beruhigt, in dieser Beschäftigung nicht zu stören. In des Grei-

ses Zügen sprach sich nur ein milder Ernst aus, seine Hand führte mit Sicherheit die Feder, womit er in ein kleines Buch Notizen eintrug — kurz, sein ganzes Wesen deutete an, daß der Schlag, der ihn betroffen, keine nachtheiligen Folgen für seine kaum wiedergekehrte Gesundheit zurückgelassen. Von den Schritten, welche Kaleb nach Anweisung des abwesenden Franz unternommen, war ihm nichts bekannt; er hoffte vielmehr, daß der junge Mann, dessen Umsicht und rastlose Thätigkeit ihn mit Vertrauen erfüllt, Mittel finden würde, aus dem weitverzweigten Geschäfte selbst die Summe zu ziehen, die zur Beseitigung der augenblicklichen Verlegenheit erforderlich war.

Noch hielt der Fabrikherr die Feder in der Hand, als Kaleb eintrat.

— Sie sind es, lieber Kaleb! sprach Herr Hubertus, nachdem er einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden geworfen.

— Ja, Herr, ich bin es! antwortete der Kassirer in einem Tone, der Angst und Besorgniß umsonst zu verbergen suchte.

— Ist das Comptoir geschlossen?

— Nein, Herr!

— So schließen Sie, lieber Freund, und leisten Sie mir für diesen Abend Gesellschaft, wenn Sie sonst nichts Besseres zu thun wissen. Ich habe meine Arbeit sogleich vollendet.

— Um so besser!

— Warum? fragte Herr Hubertus und legte seine Feder nieder.

— Weil ein mir unbekannter Herr im Comptoir ist, der Sie zu sprechen verlangt.

— In Geschäften?

— Ich weiß es nicht. Auf meine Frage antwortete er mir nur, daß die Angelegenheit, die ihn in unser Haus führe, eine dringende sei. Ich möge dies Ihnen melden.

Herr Hubertus war von seinem Stuhle aufgestanden.

— Nannte er seinen Namen? fragte er besorgt.

— Nein; auf die Frage, wen ich meinem Herrn melden sollte, gab er mir zur Antwort, daß seine Person dem Herrn vom Hause nicht unbekannt sei, und da er mehr in Ihrem, als in seinem eigenen Interesse käme, hielte er es für überflüssig, vielleicht auch nicht für rathsam, in dem Comptoir seinen Namen zu nennen.

— Sonderbar! flüsterte Hubertus und eine bange Ahnung durchbebte seine Brust, er fürchtete die Nachricht eines neuen Unglücks.

— Obgleich das Aeußere und das Benehmen des Fremden einen Mann von Stand und Bildung verräth — fuhr Kaleb fort — so muß ich doch bekennen, daß er keinen günstigen Eindruck auf mich hervorgebracht hat, wenn ich auch, außer der Weigerung, seinen Namen zu nennen, keinen Grund dafür angeben kann. Was soll ich ihm sagen?

Nachdenkend und mit sorgenvoller Miene hatte Anna's Vater einen Augenblick geschwiegen, als ob er überlegte, wozu er sich entschließen solle, oder wer der Besuch, der sich auf so seltsame Art ankündigen ließ, wohl sein möge; dann sagte er fest und entschlossen:

— Führen Sie den Fremden zu mir, lieber Kaleb.

— Herr Hubertus, entgegnete der Greis in einem bittenden, sorglichen Tone, der Mann kommt jedenfalls in einer Geschäftsangelegenheit; soll ich ihn nicht bitten, wiederzukommen, wenn



Herr Franz zurückgekehrt sein wird? Sie bedürfen der Ruhe und Erholung — —

— Nein, unterbrach ihn der Kaufmann, die Ungewißheit über den Zweck dieses Besuches würde mich beunruhigen, auch fühle ich mich völlig wohl und stark genug, ein Geschäft abzumachen.

— Aber die ungewöhnliche Zeit! wandte der Kassirer ein. Und dann die Lage, in der sich jetzt die Stadt befindet. Kann es nicht ein Flüchtling sein, der Sie vielleicht noch in politische Händel verwickelt, wenn man erfährt, daß er in Ihrem Hause gewesen ist? Wer weiß, was der Mensch will.

— Um dies zu erfahren, lieber Freund, lassen Sie ihn eintreten, sprach Hubertus. Ich lade Sie ein, der Unterredung beizuwohnen. Gehen Sie, und sagen Sie dem Fremden, ich erwarte ihn!

Kopfschüttelnd verließ Kaleb das Zimmer, trotz dem es ihm nicht unangenehm war, durch die an ihn ergangene Einladung seine Neugierde befriedigen zu können.

Der Fabrikherr schritt langsam auf und ab, er konnte sich einer gewissen Befangenheit nicht erwehren; der Verlust des Kapitals lag ihm schwer

auf dem Herzen, ihm war, als ob alle Welt schon um den Stand seines Geschäftes wissen müsse, obgleich er bis jetzt sorgfältig geheim gehalten wurde. Unruhig blickte er nach der Thür, durch die er mit jedem Augenblicke einen Boten des Unglücks eintreten zu sehen glaubte.

Endlich erklangen Schritte auf dem Corridor. Herr Hubertus blieb erwartungsvoll in der Mitte des Zimmers stehen.

— Treten Sie ein, mein Herr! hörte er Kaleb's Stimme sagen, indem sich die Thür öffnete.

Ein Mann in einem gewöhnlichen bürgerlichen Oberrocke, der bis an den Hals fest zugeknöpft war, trat ein. In der linken Hand trug er den Hut, in der rechten ein spanisches Rohr mit einem starken goldenen Knopfe. Seine Gestalt war die eines wohlgenährten Menschen von mittlerer Größe. Ihm folgte Kaleb, einen Leuchter tragend.

In der ganzen Erscheinung des Fremden lag jenes ungezwungene, fast kecke Wesen, das, ohne den Anstand zu verletzen, sich irgend eines Vorzugs oder eines Uebergewichts bewußt ist, aber dennoch eine gewisse Bescheidenheit zu erkünsteln

sucht, die man leicht für Ironie halten kann, da das Bestreben, diesen Vorzug oder dieses Uebergewicht nicht unbemerkt zu lassen, aus allem hervorleuchtet.

— Herr Hubertus —! sagte der Mann mit einem feinen Lächeln und sich nachlässig verbeugend.

Der Herr vom Hause verbeugte sich ebenfalls und trat dem Besuche mit einer Miene näher, als ob er sagen wollte: „mir ist zwar, als ob ich Sie kenne, ich weiß aber in diesem Augenblicke nicht, wen ich vor mir sehe.“

— Mein Herr, fuhr der Fremde fort, mich führt kein gewöhnliches Comptoirgeschäft zu Ihnen, deshalb zog ich es vor, Sie um eine Unterredung in Ihrem Zimmer bitten zu lassen.

Der Fabrikherr verstand die Andeutung, die in diesen Worten lag.

— Mein Herr, antwortete er, sich wiederum verbeugend, in Gegenwart meines Freundes und Kassirers pflege ich die Comptoirgeschäfte von denen, die meine Person oder überhaupt mein Haus betreffen, nie zu trennen. Ich bitte, nehmen Sie Platz.

Gleichgültig, als ob er außer Herrn Hubertus

niemand im Zimmer wußte, legte der Mann Hut und Stock ab, schob den ihm angedeuteten Stuhl näher an den Tisch, auf welchem ein Licht brannte, und ließ sich in demselben Augenblicke nieder, in dem sich der Herr vom Hause ihm gegenüber setzte. Dann schlug er mit eleganter Nachlässigkeit die Füße über einander, legte den rechten Arm auf die Lehne des Sessels, während die Finger der linken Hand mit einer schweren goldenen Uhrkette spielten, die sich zufällig unter dem Rocke hervorgeschoben hatte — und sprach, fast betonend:

— Mein Name ist Montoni.

Kaleb fuhr erschreckt zurück, als er diesen Namen hörte; Herr Hubertus schien darauf vorbereitet zu sein, denn seine Lippen umspielte nur ein schmerzliches, bitteres Lächeln. Dieses Lächeln ward aber von einem Blicke begleitet, der die ganze Meinung aussprach, die er von dem Manne, der diesen Namen trug, hegte.

— Ich bin der Secretair des jetzigen Premierministers, fuhr Montoni fort, als ob er durch die Nennung seiner Eigenschaft den Eindruck verstärken wollte, den der Name schon hervorgebracht,

und dabei warf er einen Seitenblick auf Kaleb, der in eine Fenstervertiefung zurückgetreten war.

— Herr Secretair, begann Hubertus mit Mäßigung, darf ich den Grund wissen, der mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?

— Zuerst ist es eine Nachricht, die Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ist: das Bankhaus W.. existirt nicht mehr!

— Sie ist mir bekannt, antwortete ruhig der Fabrikherr; ich wundere mich jedoch nicht darüber.

— Warum? fragte Montoni mit einem stechenden Blicke.

— Weil Zeit und Verhältnisse dem unredlichen Geschäftsmanne günstig sind. Was man in andern Zeiten und unter andern Verhältnissen einen infamen Banquerout genannt haben würde, bezeichnet man jetzt ganz einfach als eine natürliche Folge der drückenden Zeit, und damit glaubt man seine Ehre gerettet zu haben.

Kaleb, der hinter dem Rücken des Secretair's stand, gab seinem Herrn durch Zeichen zu erkennen, er möge sich mäßigen, um den Verdacht nicht zu erwecken, daß er bei dem Fallissement betheiligt sei. Dieser verstand ihn und fügte ruhig hinzu:

— Sollte übrigens Herr W.. wirklich ein Opfer der bedrängten Zeit sein — was ich zu seiner Ehre zu glauben geneigt bin — so wünsche ich ihm glückliche Reise.

Montoni hatte lächelnd vor sich hingeblickt. Indem er leicht mit der Hand durch sein schon ergrautes, dünnes Haar fuhr, fragte er nach einer kleinen Pause:

— „Sollte Ihnen, Herr Hubertus, dieser Wunsch vom Herzen kommen?

— Ich glaube es, mein Herr, war die Antwort; denn das Unglück Anderer findet stets Theilnahme in meinem Herzen.

— Auch dann, wenn dieses Unglück Anderer für Sie selbst ein Unglück herbeiführt?

Der Kassirer rang verzweiflungsvoll die Hände, denn er schloß aus diesen Worten, daß der Verlust seines Hauses kein Geheimniß mehr sei. Herr Hubertus, der sich bei dem Beginne der Unterredung schon mit Festigkeit gewaffnet hatte, behielt seine Fassung, ruhig fragte er:

— Was nennen Sie ein Unglück, mein Herr?

— Je nun, antwortete der Secretair und

blickte wie verstohlen zu dem Fabrikherrn empor, einen Verlust von sechzehntausend Gulden nenne ich schon ein Unglück!

Kaleb legte beide Hände vor das Gesicht, um nicht in laute Verzweiflung auszubrechen. Herr Hubertus biß die Lippen zusammen und schwieg einen Augenblick. Montoni sah still vor sich hin, als ob er eine gleichgültige Aeußerung gethan, obgleich ihm die Wirkung seiner Worte nicht entgangen war.

— Herr Secretair, wenn mich der Verlust von sechzehntausend Gulden getroffen, so ersuche ich Sie, zu glauben, daß ich ihn wohl für einen Nachtheil, für einen sehr empfindlichen Nachtheil, nicht aber für ein Unglück halte. Dem strebsamen, fleißigen Geschäftsmanne ist es nicht unmöglich, wenn ihm anders nicht die Bosheit der Menschen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, einen solchen Nachtheil wieder auszugleichen — und zu dieser Kathegorie von Geschäftsleuten zähle ich mich, fügte Herr Hubertus mit einer innern Bewegung hinzu.

— Lieber Herr, entgegnete Montoni, Sie haben stets in vollem Maaße die wohlverdiente Ach-

tung der Welt genossen, und daß auch ich diese Achtung vor Ihnen gehegt, glaube ich schon früher einmal deutlich an den Tag gelegt zu haben; darum bitte ich Sie, meinem Besuche keine falsche Deutung zu geben, ich habe mit derselben Ueberzeugung, wie früher, die Schwelle Ihres Hauses betreten, und hoffe, sie ebenso wieder verlassen zu können.

— Mein Herr, rief Herr Hubertus, unser Geschäfstag ist noch nicht angebrochen!

— Sie verstehen mich nicht, oder ich habe mich falsch ausgedrückt, mein Herr. Ich habe Ihnen schon bei Anmeldung meines Besuches die Notiz mittheilen lassen, daß ich mehr in Ihrem, als in meinem Interesse komme, folglich kann von einem Geschäftstage in diesem Augenblicke nicht die Rede sein. Wenn Sie mich ruhig anhören wollen, glaube ich, Ihnen einen bessern Begriff von den Menschen im Allgemeinen beibringen zu können, denen Sie Bosheit genug zutrauen, einem wackern Geschäftsmanne unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen, denn eben die Achtung, die ich vor Ihrer soliden Firma hege, leitet mich, und da Sie unsere Zeit — wie ich aus ei=

ner Ihrer Bemerkungen schließen kann — vollkommen begreifen, werden Sie die gutgemeinten Worte eines Freundes nicht von der Hand weisen. Es giebt Pflichten, deren Erfüllung vielleicht als Eigennutz erscheinen mag; wenn sie aber unerfüllt bleiben, um den Schein zu meiden, würde der Glaube an die Bosheit der Menschen kein unnatürlicher sein, er würde selbst gerechtfertigt werden.

Verwundert sah der Kaufmann den Secretair des Ministers einen Augenblick an, er wußte nicht, was er aus seinen Reden schließen sollte.

— Herr Secretair, begann er endlich, Sie sind im Besitze eines Wechsels, wonach ich Ihnen in acht Tagen zweitausend Ducaten zu zahlen habe.

— So ist es, antwortete kurz Montoni.

— Sie haben diesen Wechsel gekauft.

— Weil ich ihn für gut halte.

— Auch jetzt noch?

— Ja — vielleicht jetzt mehr, als sonst.

— Ich verstehe Sie, Herr Montoni; aber Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß er Ihnen irgend eine Absicht erreichen hilft. Warum sprechen Sie sich nicht offen aus? Nach Ihrer Mei-

nung habe ich durch den Banquerout des Herrn W.. einen Verlust von sechzehntausend Gulden erlitten und bin nun außer Stande, am Verfalltage meinen Wechsel einzulösen — ist es nicht so?

Montoni wiegte sich ruhig in seinem Sessel, ohne den aufgeregten Greis anzublicken. Als er nicht gleich antwortete, fragte dieser noch einmal:

— Ist es nicht so, Herr Secretair?

— Es ist so, Herr Hubertus, wenn gute Freunde nicht helfen.

— Noch bedarf ich der Hülfe meiner Freunde nicht.

— Aber Sie werden ihrer bedürfen.

— Mein Herr, sprach Herr Hubertus, indem er aufstand, ich ersuche Sie, Ihren Wechsel am Verfalltage in meinem Comptoir zu präsentiren und mein Associé und künftiger Schwiegersohn, Herr Franz Witt, wird ihn durch die Zahlung von zweitausend Ducaten einlösen. Bis dahin wird er von seiner Reise zurückgekehrt sein.

Der Secretair hatte sich ebenfalls erhoben und griff ruhig nach Hut und Stock.

— Es thut mir leid, sprach er mit kalter Freundlichkeit, daß Sie auf Freunde zählen, die

nicht helfen wollen oder nicht helfen können, und solche, die den Willen und das Vermögen dazu haben, mit harten Worten von sich stoßen — also an Herrn Franz Witt, Ihren Associé und künftigen Schwiegersohn soll ich mich wenden?

— Ich bitte darum! antwortete Herr Hubertus in demselben Tone.

— Wenn ich ihn aber in Ihrem Comptoir nicht antreffe?

— Sie werden ihn antreffen!

— Ich zweifle daran.

— Mein Herr, rief der Kaufmann entrüstet, glauben Sie, daß der wackere junge Mann ein ähnliches Manöver ausführen wird, wie jener schurkische Banquier?

— O nein, das ist unmöglich!

— Ja, es ist unmöglich, Herr Secretair, ein rechtlicher, braver Mann verschmäht solche Auskunftsmittel, selbst wenn er zur Ergreifung derselben gezwungen wird und seine Freiheit nicht anders retten kann.

— Sie ereifern sich, lieber Herr, sagte Montoni, ohne seine Ruhe zu verlieren. Sie werden dadurch angegriffen, und mich hält es ab, Ihnen

den eigentlichen Grund meines Besuches mitzutheilen. Ich will gehen, vielleicht lassen Sie mich rufen, wenn Sie ruhiger geworden sind. Wie gesagt, ich komme mehr in Ihrem Interesse, als in dem meinigen, wenn Sie also — —

— Mein Herr, unterbrach ihn der Kaufmann, Sie sind der Secretair des Ministers, als solchen heiße ich Sie willkommen; meine Aufregung galt dem Geschäftsmanne, der mir die Nachricht von der Flucht des Banquiers hinterbrachte. Was führt den Herrn Secretair zu mir?

— Eine andere Nachricht, Herr Hubertus, die mit der ersten in ziemlich engem Zusammenhange steht, obgleich beide ganz entgegengesetzter Art sind. —

Mit ängstlichen Mienen trat Kaleb einen Schritt näher. Herr Hubertus, der immer noch mit seiner Aufwallung kämpfte, verbeugte sich und sagte:

— Ich bitte, Herr Secretair —!

— Sie haben mich an Ihren Associé adressirt, nicht wahr?

— Ja — in Geschäftsangelegenheiten.

— So sorgen Sie zunächst für seine Freilas-

sung — man hat ihn gestern Abeud verhaftet, als er im Begriffe stand, die Stadt zu verlassen.

— Allmächtiger Gott, rief der alte Kaleb, man hat Herrn Franz verhaftet?

— Man hat ihn verhaftet, antwortete ruhig Montoni.

Der Fabrikherr konnte vor Schrecken keine Worte finden. Starr sah er dem Verkündiger dieser Nachricht einige Augenblicke an, dann sank er in seinen Lehnsessel zurück. Kaleb eilte ihm zu Hülfe.

— Um Gottes willen, schluchzte der Greis, aus welchem Grunde hat man den jungen Mann verhaftet?

Montoni zuckte mit den Achseln.

— Ich weiß es nicht; mir ist nur soviel bekannt, daß er verhaftet ist.

— Aber er hatte doch einen Passirschein, den er sich vor seiner Abreise erwirkte.

— Wer weiß, welch ein zufälliges Zusammentreffen seine Verhaftung herbeigeführt hat.

— Mein Herr, stammelte Herr Hubertus, sie wissen genau, daß Franz Witt verhaftet ist?

— Franz Witt, antwortete der Secretair — der Associé des Herrn Hubertus.

— Aber warum, warum? rief Kaleb.

— Wie gesagt, ich kenne den Grund nicht; jedoch vermuthe ich ihn.

— O so reden Sie, reden Sie! riefen beide Männer und streckten bittend ihre Arme dem Secretair des Ministers entgegen.

— Daß der Banquier W.. falliren würde, begann Montoni, hatte sich, trotz der politischen Aufregung, schon Tages zuvor als Gerücht in der Stadt verbreitet. Auch mir kam es zu Ohren, und da ich wußte, daß die Firma Hubertus und Compagnie mit sechzehntausend Gulden dabei betheiligt war, zog ich den Schluß, daß bei der allgemeinen Stockung des Geldmarktes das Fortbestehen derselben, wie das einiger anderer, gefährdet werden könne. Meine Verluste in diesem Jahre waren bedeutend, und um der Möglichkeit eines neuen vorzubeugen, aber mehr noch, um den Schein einer kleinlichen Rache zu vermeiden, cedirte ich Ihren Wechsel, da sich mir gerade dazu eine Gelegenheit bot. Der gegenwärtige Inhaber desselben ward aber ebenfalls von dem Herrn

W.. um eine nicht unbedeutende Summe betrogen, und da sein ganzes Vermögen fast nur noch in dem Werthe dieses Wechsels besteht, so glaube ich, daß er die Abreise ihres Associé vielleicht zufällig erfahren und verhindert hat, um sich sicher zu stellen.

— Mein Herr, rief der alte Kaufherr, indem er zornbebend beide Lehnen seines Sessels ergriff, dieses Verfahren ist ungesetzlich, ich werde dagegen protestiren!

— Es ist ja nur eine Vermuthung, lieber Herr, die ich so eben ausgesprochen.

— Was giebt Ihnen, Herr Secretair, Anlaß zu dieser Vermuthung?

— Der durch den Belagerungszustand aufgehobene gewöhnliche Gang der Gesetze und der Umstand, daß Herr Franz Witt nicht durch das Staatsgefängniß, sondern durch das Schuldgefängniß von seiner Reise abgehalten wird, also ein Beweis, daß man ihn nicht als einen politischen Verbrecher ansieht.

— Was aber läßt den Inhaber des Wechsels fürchten, daß wir am Verfalltage nicht zahlungsfähig sind?

Montoni's Mund verzog sich zu einem ironischen Lächeln.

— Dafür haben Ihre guten Freunde gesorgt, sagte er mit weicher Stimme; ich brauche sie Ihnen wohl nicht zu nennen. Ja, ja, fügte er hinzu, man komme den Freunden nur, wenn man in Noth ist — die Noth bildet — mit seltenen Ausnahmen — die Grenzlinie der Freundschaft, ich kenne das!

— Meine Freunde? murmelte Herr Hubertus und ließ nachdenkend seinen Kopf auf die Brust herabsinken, denn er wußte von den Briefen nichts, die Franz versandt hatte.

Kaleb wandte sich erbleichend ab, denn die Worte des Secretairs belehrten ihn, daß die durch seine Hand beförderten Briefe Anlaß zu nachtheiligen Vermuthungen über die Lage seines Herrn gegeben. Er schwieg jedoch, da er die Verantwortlichkeit nicht allein zu tragen hatte; der Gedanke dazu war von Franz angeregt.

— Mein armer, armer junger Herr, seufzte Kaleb. Wie soll ich ihn nun retten?

— Franz verhaftet! rief Herr Hubertus plötzlich aus. Und warum? Weil man ihn, meinen

Associé, für fähig hielt, einen nichtswürdigen Streich auszuführen, weil man glaubt, er wolle mich in einem Betruge unterstützen! O mein Gott, dieser Verdacht ist furchtbar! Ja, mein Herr, fuhr er zu Montoni gewendet fort, ich habe einen Verlust von sechzehntausend Gulden erlitten, es ist wahr, und Franz, den man als einen Betrüger eingezogen, hat nur die Absicht gehabt, dem elenden Banquier nachzureisen, um vielleicht noch etwas von der Summe zu retten und ein ehrlicher Mann zu bleiben. Doch nun ist auch diese Hoffnung entschwunden. Während Franz, der redlichste aller Menschen, im Schuldgefängnisse schmachtet, entflieht der Schurke mit unserm Gelde — furchtbar, furchtbar! Was soll nun aus mir werden? Mein Credit ist dahin, mein Vermögen ruinirt — ich muß mit Schande in die Grube fahren! O mein Gott, mein Gott!

— Und wenn unsere Arbeiter die Verhaftung des Herrn Franz erfahren, sprach Kaleb weinend und Hände ringend — was wird diese Nachricht für einen Eindruck hervorbringen? O über die Bosheit der Menschen! Ein ehrlicher Mann kann

nicht mehr bestehen, er muß untergehen, wenn er nicht selbst zum Spitzbuben wird!

Ruhig den goldenen Knopf seines Stockes betrachtend, hatte Montoni den Klagen der beiden Greise zugehört. In seinen Mienen sprach sich eine gewisse Zufriedenheit, eine leise Schadenfreude aus, er schien auf diesen Augenblick gewartet zu haben, und wären Hubertus und Kaleb nicht zu sehr von Angst und Verzweiflung ergriffen gewesen, so hätten sie aus dem Widersprechenden in den Worten des Secretairs schließen müssen, daß er ihn selbst vorbereitet.

— Herr Hubertus, unterbrach Montoni die eingetretene Pause, ich bin zwar nicht mehr in dem Besitze des verhängnißvollen Wechsels, um Ihnen durch die Prolongation desselben Hülfe leisten zu können, er ist vielmehr in den Händen eines Dritten, der eine Stundung nicht gewähren kann, selbst wenn er wollte, aus Gründen, die ich Ihnen bereits mitgetheilt — dessen ungeachtet aber bin ich nicht abgeneigt, es ist sogar mein Wunsch, nach Kräften zur Erhaltung Ihres Glücks und Ihrer Ehre beizutragen.

— Sie, Herr Secretair, Sie? rief überrascht der alte Kaufmann.

— Das wundert Sie?

— Ich muß bekennen, mein Herr — —

— Hören Sie mich an: Sie hegen die Hoffnung, vielleicht auch das feste Vertrauen, daß Ihr Associé Herr Franz Witt im Stande sei, Ihrem durch die Zeit herbeigeführten Sturze vorzubeugen. Jetzt sitzt der junge Mann im Schuldgefängnisse und seine Thätigkeit ist Ihnen entzogen.

— Mein Herr, rief der Greis und der Zorn jagte ihm das Blut durch die Adern, daß seine Stimme schwankte, morgen wird mein Associé frei sein, denn noch giebt es Gerechtigkeit im Lande! Ich kenne zwar die Fäden nicht, die man gesponnen, um mich zu ruiniren; aber ich schwöre Ihnen, daß ich nicht raste, bis ich sie entdeckt und daß ich die elenden und boshaften Menschen der Verachtung der Welt preisgebe, wenn es mir nicht gelingen sollte, sie dem Arme der Gesetze zu überliefern. Die Verhaftung meines Associé's ist eine Kränkung, die meiner Ehre als Kaufmann zugefügt, und seine Freilassung ist das Geringste, was das Gesetz zur Herstellung derselben thun kann!

Wenn das Schicksal meinen Untergang beschlossen, will ich wenigstens als ein Mann von Ehre fallen, ich werde nicht entfliehen, um ungerechten Verdacht zu erwecken und durch freie und offene Ueberlieferung meiner Person und meiner Bücher darthun, daß mir vorsätzlicher Betrug fremd ist. Man kann mich wohl meines Vermögens berauben, aber nie meiner Ehre!

— Ich gebe Ihnen zu bedenken, lieber Herr, antwortete ruhig Montoni, daß Herr Franz Witt auch dann nichts zu Ihrer Rettung thun kann, wenn es Ihnen gelingen sollte, woran ich übrigens zweifle — ihn auf freien Fuß zu setzen. Wie sollte er Ihnen helfen? Der Banquier ist nicht mehr zu erreichen, und auf anderen Wegen eine Summe herbeizuschaffen, wie sie in vorliegendem Falle nöthig ist, halte ich unter den obwaltenden politischen Verhältnissen für unmöglich, denn sie sind wohl geeignet, einen redlichen Kaufmann zu ruiniren, aber nicht zu unterstützen. Diese Ansicht wird kein Verständiger hinwegläugnen, es sei denn, daß er Sie mit falschen Hoffnungen täuschen will. Wenn Ihr Associé das Fortbestehen Ihres Hauses ernstlich will — und

dies kann er nur wollen — muß er auf den Ruhm, dasselbe allein befördert zu haben, verzichten, er muß seine Thätigkeit mit einem Dritten theilen und ihm auch ein Plätzchen des Wohlwollens und der Dankbarkeit in Ihrem Herzen gönnen. Sie sehen mich erstaunt an, meine Herren? — Sie haben recht, denn Sie werden fragen, wo sollen wir diesen Dritten finden, dessen Thätigkeit uns Nutzen schaffen wird? Sie finden ihn sehr leicht, Herr Hubertus, wenn Sie sich erinnern, daß ein Mann, dem das Herz zu handeln vorschreibt, allen Eigennutz bei Seite setzt und daß ein Sohn kein Opfer scheut, das Glück und die Ehre des Vaters zu erhalten und zu fördern. Ich glaube meine Pflicht erfüllt zu haben, indem ich Ihnen Alles entdeckte, was der Zufall zu meiner Kenntniß brachte und halte es auch für Pflicht, helfend meine gute Meinung zu bethätigen; da aber diese Bethätigung ein bedeutendes Opfer fordert, stelle ich die Bedingung, mich als Ihren Associé anzunehmen.

Herr Hubertus und Kaleb sahen sich erstaunt an.

— Mein Herr, sprach der Greis, indem er sich erhob, Ihr Antrag überrascht mich — ich weiß

die Ehre und das Vertrauen zu würdigen; ich bin aber außer Stande in diesem Augenblicke — obgleich die Noth drängt — —

— Mir eine definitive Erklärung zu geben, fuhr der Secretair fort. Uebereilen Sie sich nicht, erwägen Sie die Sache genau und lassen Sie mir morgen durch ein Briefchen, von der Hand Ihrer liebenswürdigen Tochter geschrieben, Ihren Entschluß zugehen, ich werde darin die Bestätigung erblicken, daß Sie auch gesonnen sind, die Bedingungen zu erfüllen, die mein Herz in dieser Angelegenheit zu stellen hat.

Montoni verbeugte sich und verließ das Zimmer. Kaleb, in der zitternden Hand das Licht tragend, begleitete ihn bis zur Treppe. Herr Hubertus rang verzweiflungsvoll die Hände.

7.

Kaum graute der nächste Morgen, als Kaleb, bleich und außer Athem, in Richard's Dachstübchen trat. Der junge Mann hatte längst sein Lager verlassen und war bereits völlig angekleidet. Die Mutter lag noch in einem festen Schlafe.

Reden Sie leise, lieber Kaleb, sprach Richard, indem er auf die Thür des Schlafzimmers deutete. Dann reichte er dem Greise die Hand, der erschöpft auf einen Stuhl niedersank. Was führt Sie so früh schon zu mir — ist mein Bruder Franz zurückgekehrt?

Der Kassirer des Herrn Hubertus schüttelte verneinend sein graues Haupt und deutete durch Geberden an, daß er erst Kräfte sammeln müsse, um ihm die wichtigen Nachrichten mitzutheilen, die seinen Besuch veranlaßten.

— Mein Gott, fragte Richard erschreckt, ist ein neues Unglück geschehen? Ihr Gesicht prophezeit es mir.

— Unser Sturz ist gewiß, er ist nicht mehr zu vermeiden! Denken Sie nur, Herr Richard, durch die Briefe, die wir an die Freunde des Herrn Hubertus gerichtet haben, hat sich das Gerücht von unserm Verluste und von unserm wahrscheinlichen Fallissement in der Stadt verbreitet. Der Besitzer jenes verdammten Wechsels von zweitausend Ducaten ist argwöhnisch geworden und hat bereits Mittel zn seiner Sicherstellung ergriffen.

— Wie, er hat jetzt schon Mittel ergriffen — und welche?

— Sie wissen doch, — fuhr Kaleb in einem schmerzlichen Tone fort, daß Ihr Bruder Franz dem entflohenen Banquier nachreisen wollte —?

— Nun?

— Auf Grund des Wechsels hat man ihn als den Associé meines Herrn im Thore verhaftet, da man vermuthete, er wolle die Stadt verlassen, um nicht wiederzukehren. Der arme Franz schmachtet im Schuldgefängnisse; Herr Hubertus ist so krank, daß er diesen Morgen das Bett nicht verlassen konnte; Fräulein Anna sitzt trostlos neben ihrem alten Vater und weint sich die Augen aus — und ich alter Mann bin so von Schmerz und Schreck erschüttert, daß ich nicht mehr weiß, was ich thun soll. O mein Gott, was soll nun aus uns werden! In drei Tagen müssen die Arbeiter bezahlt werden, und in sechs Tagen ist der Wechsel fällig, auf den man jetzt schon Ihren Bruder verhaftet hat — und kein Mensch sorgt für uns, wir werden der Willkühr roher Arbeiter und hartherziger Wucherer ausgesetzt sein!

Richard hatte ruhig dem alten Manne zuge-

hört, mit verschränkten Armen stand er da und sah regungslos auf den Greis, der sich die schweißtriefende kahle Scheitel mit seinem Taschentuche trocknete. Nach einigen Augenblicken fragte er mit dumpfer Stimme:

— Also mein Bruder Franz sitzt im Schuldgefängnisse?

— Schon seit vorgestern Abend.

— Herr Hubertus liegt krank darnieder?

Kaleb nickte traurig mit dem Haupte.

— Und Anna weint trostlos an dem Krankenbette des Vaters?

— Das gute Mädchen sieht sich fast nicht mehr ähnlich. Die ganze Nacht hat sie gewacht und geweint, denn schon gestern Abend, nachdem der Besuch sich entfernt, der die Nachricht von Ihres Bruders Verhaftung brachte, mußte ich sie zu Hülfe rufen, Herr Hubertus bekam einen Rückfall seiner Krankheit.

— Wer war der Besuch? fragte Richard.

— Montoni, der Secretair des Ministers.

— Hat dieser Elende seine Hülfe unter der frühern Bedingung wieder angeboten?

— Ach, Herr Richard, der verdammte Italiener verlangt jetzt noch mehr!

— Was verlangt er?

— Anna soll ihm schreiben, soll ihn bitten, ihre Hand anzunehmen!

— Nichtswürdiger! sprach der junge Mann vor sich hin und sein bleiches Gesicht röthete der Zorn.

— Ach, glauben Sie mir, mein lieber Freund, Fräulein Anna hängt mit einer solchen Liebe an ihrem Vater und an ihrem Bräutigam, daß sie ihr junges Leben an den nichtswürdigen Secretair des Ministers verkaufte, wenn es kein anderes Mittel gäbe, beide zu retten und wenn sie wüßte, daß jener ihre Hand verlangt. Sie sollten sie nur sehen, wie sie da sitzt und keinen Blick von ihrem kranken Vater abwendet; sie hat schon so viel Thränen vergossen, daß sie nicht mehr weinen kann, ihr Auge ist trocken und trübe. Ich fürchte, daß auch sie krank wird und dem Schmerze erliegt, wenn keine Hülfe kommt und das Verderben über uns völlig hereinbricht. O die boshaften, schlechten Menschen!

— Was haben die Freunde des Herrn Hubertus geantwortet?

— Ueber die Freunde! seufzte Kaleb. Einige haben mir gleich mündlich unter Bedauern und Klagen eine abschlägliche Antwort gegeben, und einige wollen in den nächsten Tagen schriftlich ihre Antwort senden. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um jetzt schon zu wissen, wie sie ausfällt, fügte er bitter hinzu. Von den Menschen erwarte ich keine Hülfe mehr; wenn der Himmel nicht hilft, sind wir alle verloren!

Der junge Dichter schritt in dem kleinen Zimmer auf und ab, er schien mit sich selbst zu berathen, was er beginnen sollte. Als ob der Gedanke an die Mutter die Feststellung seines Entschlusses hinderte, sah er zuweilen schmerzlich nach der Thür, hinter welcher die Arme noch schlummerte, seine Hand fuhr leise zitternd über die Stirn und bedeckte auf Augenblicke das große, trübe Auge. Plötzlich blieb er vor Kaleb stehen, der mit gesenktem Haupte auf dem Holzstuhle saß und sich in Gedanken über die eingetretenen unglücklichen Verhältnisse verloren hatte.

— Mein alter Freund, sprach Richard fest und

entschlossen, Sie verzweifeln an der Hülfe der Menschen — ich pflichte Ihnen bei. Aber sein unbedingtes Vertrauen auf den Himmel setzen und dabei müßig die Hände in den Schooß legen, hieße eine Thorheit, eine Sünde begehen. Der Himmel hilft nur dann, wenn man im Vertrauen auf ihn vernünftige Maaßregeln ergreift, das heißt solche, die zum Ziele führen, und nicht unterläßt, seine Pflicht zu thun. Sie lieben Herrn Hubertus und meinen Bruder Franz als ein treuer Diener?

— Ach, lieber Herr Richard, rief der greise Kassirer, könnte ich mit meinem Leben helfen, ich würde es freudig hingeben, ich habe ja nicht lange mehr zu leben!

— Würden Sie etwas zur Rettung Ihres Herrn unternehmen?

Kaleb stand rasch auf und sah den jungen Mann mit großen Augen an.

— Was muß ich thun? fragte er eifrig. Mehr als mein Leben kann ich nicht geben!

— Dessen bedarf es nicht; es bedarf nur eines guten Entschlusses und eines festen, muthigen Charakters.

— Sie irren sich nicht, mein junger Freund,

wenn Sie mich für fähig halten, beides zu bewähren!

— Wahrhaftig? rief Richard.

— Wahrhaftig! Reden Sie, was soll ich thun?

— Kaleb, haben Sie Kraft und Muth, meinen Plan auszuführen, kann ich fest auf Sie zählen, so werden Anna und mein Bruder gerettet sein, Herr Hubertus wird nicht falliren, seine Firma wird ehrenvoll fortbestehen, und jener nichtswürdige Montoni, der das Glück der beiden jungen Leute zerstören will, um seine ehrlose Neigung zu befriedigen, wird vor ohnmächtiger Wuth bersten. Auf, alter Freund, lassen Sie uns beweisen, daß wahre Liebe und treue Freundschaft mehr vermögen, als fein angelegte Ränke und die Macht des Goldes, die leider in unserer Zeit eine so traurig mächtige Rolle spielt!

— Aber so reden Sie doch, rief Kaleb und seine trüben Augen begann ein freudiger Glanz zu beleben, reden Sie, was muß ich thun? O mein Gott, setzte er hinzu, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff und sie gerührt

drückte, so hat mich meine Ahnung, bei Ihnen Trost und vielleicht auch Rath und Hülfe zu finden, nicht getäuscht!

Richard erwiderte den Händedruck des Greises mit großer Bewegung, dann begann er wieder:

— Um Sie meinem Plane geneigt zu machen und Ihnen die Gründe desselben zu erklären, muß ich Ihnen die Eröffnung eines Geheimnisses voraussenden, das bis jetzt in der Tiefe meines Herzens schlummerte, und die Quelle namenloser Leiden ist. Diese Quelle soll aber heilbringend für meinen armen Bruder und für Ihren Herrn werden, ich verliere nicht, und jene gewinnen. Doch schwören Sie mir, wenn Sie mein Geheimniß kennen, und Ihnen sollte der Muth fehlen, mich in meinem Plane zu unterstützen, es treu zu bewahren, und Geheimniß und Plan als nicht mitgetheilt zu betrachten.

— Das schwöre ich Ihnen, sprach Kaleb und reichte Richard abermals die Hand.

— Wohlan, so hören Sie mich: Die Armuth, in der ich mit meiner Mutter lebe, brauche ich Ihnen nicht zu schildern, blicken Sie um sich, und Sie kennen ihren ganzen Umfang; doch das muß

ich Ihnen sagen, daß meine Mutter ihres Verstandes nicht mächtig, daß sie wahnsinnig ist. — Mein Geschick ist doppelt traurig, alter Freund, denn ich muß meine eigenen Leiden tragen und die meiner Mutter sehen, ohne sie lindern zu können, ich vermag nur durch Thränen zu beweisen, daß ich ihr Sohn bin. Die Qualen des Lebens auf den höchsten Gipfel zu steigern, bemächtigte sich meiner auch eine Leidenschaft, an deren Befriedigung zu glauben mehr als Vermessenheit wäre; trotzdem aber erfüllt sie mein ganzes Wesen, ich vermag sie nicht zu beherrschen, mein Herz nährt sie, um sich durch unendliche Qualen zu Tode zu martern. Da führt das Schicksal mir meinen Bruder Franz entgegen, die Nacht, die mich und meine Mutter umfängt, schien sich lichten zu wollen, ein freundlicher Sonnenstrahl fiel in unser Leben; doch kaum geboren, erlischt dieser Strahl, die Nacht, schwärzer als zuvor, kehrt zurück, denn der Gegenstand meiner Leidenschaft ist die verlobte Braut meines Bruders!

— O Himmel! rief Kaleb, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

— Anna, fuhr Richard fort, weiß nicht, daß

ich sie liebe, ich sah sie nur, wie sie als ein wohlthätiger Engel die Leiden der Armuth milderte, ich sah sie, und betete still zu ihr, wie zu einer unerreichbaren Gottheit. Sie begreifen wohl, daß es um das Glück meines Lebens geschehen ist, daß selbst die glänzendsten Verhältnisse nicht vermögen, mir den Frieden des Herzens zurückzugeben und zumal dann nicht, wenn ich die glückliche Umgestaltung meiner äußern Lage, die ich der armen Mutter wegen doch wünschen muß, meinem Bruder verdanke. Mit dem Glücke meines Bruders ist das unserer geisteskranken Mutter eng verknüpft; aber auch Anna's Glück, des Mädchens, das ich liebe, hängt davon ab und ich erfülle eine dreifache Pflicht, wenn ich ein Opfer bringe, zu dem das Geschick mich schon lange verurtheilt hat. Bringe ich es nicht, so sind wir alle unglücklich, und folge ich dem Drange der Kindes- und Bruderliebe, gründe ich das Glück Anna's, meines Bruders und meiner Mutter. Ich kann nur gewinnen, aber nichts verlieren.

Verwundert und erstaunt sah der Greis den jungen Dichter an, der, durch die eigene Schilderung der Verhältnisse begeistert, sein Märtyrer-

thum für eine unabweisbare Pflicht hielt. Sein Auge glühte, wie das eines Schwärmers, wenn er seine Ansichten, für die er schwärmt, zu rechtfertigen und einem andern begreiflich zu machen sucht; eine dunkle Röthe ward auf seinen bleichen Wangen sichtbar und die Zuversicht auf das Gelingen seines Planes sprach sich in seinem ganzen Wesen aus.

Kaleb vermochte nicht zu antworten, ihm schien die Lage der ihm befreundeten und geliebten Personen so bedenklich, daß er fast an ihrer Rettung verzweifelte. Nicht mit Neugierde, sondern mit Befürchtung erwartete er den Augenblick, wo ihm Richard das Mittel dazu nennen würde.

— Jetzt zur Sache, begann Richard wieder nach einer kleinen Pause und trat dem Kassirer einen Schritt näher. Wie hoch beläuft sich der Wechsel, der bezahlt werden muß, um meinem Bruder Franz die Freiheit zu erwirken?

— Zweitausend Ducaten!

— Gut. Sind tausend Ducaten hinreichend, den Lohn der Arbeiter zu zahlen?

— Wir würden ihn zweimal damit bezahlen können.

— Also dreitausend Ducaten sind erforderlich, um den Fortbestand der Fabrik zu erhalten?

— Ja.

— Sie werden diese Summe noch heute erhalten!

Der Kassirer sah den jungen Mann an, als ob er an seinem Verstande zweifelte.

— Wo will ein Mann, dachte er, der nicht im Stande ist, seine kranke Mutter vor Mangel und Elend zu schützen, in so bedrängter Zeit dreitausend Ducaten hernehmen?

Er hatte wohl Rathschläge erwartet, seinen jungen Herrn zu befreien, der unter Umständen, die das Gesetz nicht zur Anwendung kommen lassen, als ein Opfer niederträchtiger Ränke verhaftet war; daß er durch den armen Dichter aber sofort eine bedeutende Summe erhalten würde, war ihm nicht in den Sinn gekommen. Die kaum erweckte Hoffnung des Greises verschwand wieder, Richard erschien ihm als ein überspannter, sinnverwirrter Mensch, dem das Elend oder die Liebe den Kopf verrückt; kannte er doch als Kassirer den Werth einer solchen Summe zu gut, als daß er an die Möglichkeit glauben sollte, sie in

einer armseligen Dachstube vorzufinden, nachdem er sie in den Häusern der Kaufleute vergebens gesucht hatte. Fast unwillkührlich entschlüpfte ihm die Frage:

— Wo?

— Hören Sie mich an, fuhr Richard fort und seine Stimme wurde etwas leiser. Sie wissen ohne Zweifel von dem berühmten Libell, dessen Verfasser von der Regierung so eifrig zu ermitteln gesucht wird?

— Ja!

— Sie wissen auch, daß der, der ihn anzeigt, eine Belohnung von dreitausend Ducaten erhält?

— Ich weiß es.

— Gut; so gehen Sie zu dem Minister St..; sagen Sie ihm, daß ein armer Dichter, der sich Richard Bertram nennt, der Verfasser dieses Libell's sei, und lassen Sie sich die versprochene Belohnung auszahlen. Dies ist Alles, was Sie zur Rettung Ihres Herrn zu thun haben.

Richard wandte sich ab und trat zum Fenster, er schien seine Bewegung verbergen zu wollen.

Kaleb stand wie versteinert da; die Wendung

der Dinge hatte er nicht erwartet. Nach einigen Augenblicken gewann er seine Fassung wieder.

— Wie, Herr Richard, rief er aus, Sie wären der Verfasser jenes Libell's, das den Zweck hat, die Revolution im Lande zu entzünden, und der Krone ungeheure Verbrechen gegen das Volk aufbürdet?

— Ich bin es! war die feste Antwort.

— Wissen Sie auch, daß der Tod oder ewiges Gefängniß Ihr Loos dafür wird?

— Der Tod, den ich schon einmal vergebens gesucht, wird mich von allen Leiden befreien; er ist allein im Stande, mich glücklich zu machen, und meinen Bruder und Anna, die ich liebe, vom Verderben zu retten.

— Und Sie glauben wirklich, daß ich Sie verrathen und Ihren Tod herbeiführen werde?

— Wollten Sie nicht Ihr eigenes Leben hingeben, um Ihren Herrn zu retten?

— Aber Sie sind der Bruder des Herrn Franz!

— Und der Sohn einer armen wahnsinnigen Mutter, die im Elend schmachtet! rief Richard. Bedenken Sie, daß mein Tod beide glücklich macht.

— Und ich lade mir einen ewigen Vorwurf auf das Gewissen, denn ich werde zum Mörder an dem Bruder meines jungen Herrn!

— Alter Freund, sprach der junge Mann, wer ernstlich den Tod sucht, findet ihn schon. Wenn ich nicht wollte, daß mein Tod meiner Familie Früchte tragen sollte, würde ich Sie nicht in den Plan eingeweihet haben. Wohlan denn, Ihnen fehlt der Muth, die Sünde des Selbstmordes in eine gesetzliche Strafe umzuwandeln und in so bedrängter Zeit dreitausend Ducaten zu verdienen; aber den Muth haben Sie, diese günstige Gelegenheit sich entgehen zu lassen und einen geachteten Kaufmann, in dessen Dienste Sie grau geworden sind, der Schande und Verachtung preisgegeben zu sehen — ich werde mich selbst dem Minister anzeigen!

Richard ergriff seinen Hut, der auf dem Tische stand, und wollte eilig das Zimmer verlassen.

Kaleb hielt ihn zurück.

— O Himmel, bleiben Sie, daß ich meine Sinne erst sammele! rief er mit bebender Stimme aus. Sehen Sie denn nicht, daß ich meiner kaum noch mächtig bin? Ich bin ein alter Mann und

brauche Zeit zur Ueberlegung, darum haben Sie Nachsicht und stürmen Sie nicht so auf mich ein! Giebt es denn keinen andern Ausweg?

— Keinen!

— Herr Richard, rief plötzlich der Kassirer, fliehen Sie, fliehen Sie — verlassen Sie die Stadt und das Land — dann werde ich zu dem Minister gehen und Sie als den Verfasser des Libell's bezeichnen. Bedenken Sie einmal die Hinrichtungen, die täglich stattfinden — und was haben diese armen Menschen, die von den Kugeln unbarmherzig niedergestreckt werden, gethan? Nicht den zehnten Theil von dem, was man Ihnen als Verfasser der Schmähschrift zur Last legen kann. Nenne ich heute dem Minister Ihren Namen, wird man Sie sofort verhaften und Sie sind morgen nicht mehr am Leben.

— Mein alter Freund, sprach Richard, auf den die Worte Kaleb's durchaus keinen Eindruck gemacht zu haben schienen — nach der Proklamation der Regierung wird nur dann die Belohnung ausgezahlt, wenn die Anzeige der Art ist, daß der Beschuldigte auch zur Rechenschaft gezogen wer-

den kann. Fliehe ich, so verfehlen wir unsern Zweck.

— Nein, ich kann es nicht, wenn ich Ihr Leben gefährdet weiß; ich will mein altes Haupt nicht mit einer Blutschuld belasten!

— Die Ansicht ist eine falsche. Was Sie unterlassen, werde ich jedenfalls selbst ausführen. — Sie sind nur mein Bote, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen. Bleiben Sie feig und unthätig, trifft mich mein Schicksal dennoch, und Sie der Vorwurf, daß Sie unterlassen haben, eine gute Sache zu fördern.

— Mein Gott, mein Gott, was soll ich beginnen!

— Denken Sie an die Verzweiflung Ihres alten Herrn!

— Armer Herr Hubertus!

— Denken Sie an meinen Bruder Franz, der im Schuldgefängnisse schmachtet!

Kaleb zog sein Tuch hervor und trocknete sich die Augen.

— Denken Sie an Anna, die vor Schmerz vergeht, weil der Ruin ihres Vaters gewiß ist, und ihr verlobter Bräutigam im Kerker trauert.

Denken Sie der Zukunft dieser armen Menschen, die in Ihren Händen liegt, und denken Sie endlich an sich selbst, wenn übermorgen die Arbeiter, deren Familien durch Ihre Fabrik erhalten werden, den Lohn von Ihnen fordern. Ich möchte die Schuld an dem Unglücke so vieler Menschen nicht auf mich laden, und Sie laden sie auf sich, wenn Sie unterlassen, dieses Unglück zu verhindern!

Der junge Mann schwieg einen Augenblick. Als er sah, daß Kaleb schwankte, fuhr er fast mit Begeistrung fort:

— Und nun denken Sie sich die Freude, wenn die Stürme der Zeit verbraus't sind und die Firma „Hubertus und Compagnie" in ihrem alten Glanze noch dasteht, wenn Franz seine Anna zum Altare führt, meine arme Mutter diese elende Dachwohnung verläßt, um bei ihren Kindern zu wohnen, wenn die Arbeiter mit fröhlichen Gesichtern die Säle Ihrer Fabrik betreten und verlassen, und wenn Sie selbst bei dem Anblicke alles dieses Gedeihens und dieser glücklichen Ruhe sich sagen können: das ist mein Werk, ich habe das Glück dieser frohen Menschen ge-

gründet, ohne mich wären sie alle die Beute der Verzweiflung geworden! Bedenken Sie das, lieber Freund, und wenn Sie dann noch in Zweifel sind, wozu Sie sich entschließen sollen, haben Sie Ihren Herrn und seine Familie nie geliebt!

— Aber Sie, Herr Richard, stammelte schluchzend der Greis, indem er beide Hände nach dem jungen Manne ausstreckte, als ob er ihn an seine Brust drücken wollte. Was wird aus Ihnen geworden sein, wenn wir andern glücklich sind?

— Kümmern Sie sich doch nicht um mich. Ich theile das Loos der Männer, die begeistert für Freiheit und Recht ihr Leben wagten und sich einen ehrenvollen Namen in der Geschichte erwarben.

— Und Herr Franz, der Sie kaum wiedergefunden hat —?

— Wird mit Stolz seines Bruders gedenken, der dem unterdrückten Vaterlande einen großen Dienst erwiesen. Doch glauben Sie nicht, daß mein Schicksal ein blutiges werden wird. Gehen Sie hin, nennen Sie dem Minister meinen Namen und überlassen Sie das Uebrige mir. Die Hauptsache ist jetzt, meinen Bruder aus dem

Gefängnisse zu befreien, damit seine Thätigkeit dem Geschäfte des Herrn Hubertus zurückgegeben werde.

— Mein Gott, mein Gott, rief Kaleb, erleuchte mich, was soll ich thun?

— Ihre Pflicht!

— Meine Pflicht, sagen Sie?

— Doch säumen Sie nicht, es könnte leicht zu spät werden.

Der Kassirer schüttelte bedenklich sein graues Haupt.

— O mein Gott, rief Richard, indem er wie ungeduldig seinen Hut wieder ergriff, also auch in Ihnen, dem treuen Diener, der mit Freuden sein Leben hingeben wollte, um seinen Herrn zu retten, habe ich mich getäuscht! Aber so sind die Menschen, fügte er bitter hinzu, mit Worten sind sie zu allem bereit — gilt es die That, so weichen sie feig zurück und zeigen sich in ihrer wahren Gestalt! Noch einmal, was gedenken Sie zu thun? Die Zeit drängt!

— Es ist mir Pflicht, sagen Sie? fragte Kaleb noch einmal.

— Muß ich Sie, der Sie die Lage Ihres Herrn besser kennen, als ich, an Ihre Pflicht erinnern?

— Ich bin also nur Ihr Bote —?

— Nicht mehr!

— Und Sie würden sich selbst anzeigen, wenn ich es unterlasse?

— Ich habe mehr als einen Grund dazu. Mein Wort darauf!

— Herr Richard, haben Sie auch alles wohlbedacht?

— Mein Freund, antwortete der junge Mann, haben Sie nie von Menschen gehört, die für ein Princip, dem sie treu zu sein sich selbst geschworen, alles opfern? Meine Handlungen sind das Resultat meiner Grundsätze, sie werden nicht vom blinden Zufalle oder von augenblicklichen Umständen geleitet — seien Sie gewiß, daß ich nichts bereue!

— Nun denn, in Gottes Namen, rief Kaleb, benützen Sie mich als Werkzeug zur Rettung Ihres Bruders und meines Herrn! Ich bin ein alter Mann, dessen Kopf schon schwach geworden ist — begehe ich ein Unrecht, geschieht

es wahrlich nicht mit Vorsatz, der Herr dort oben mag es dem treuen Diener verzeihen. — Was habe ich zu thun? fragte er mit zitternder Stimme.

— So ist es recht, mein alter Freund, jetzt bin ich wieder mit Ihnen ausgesöhnt! Ihre Hand, daß ich fest auf Sie zählen kann —.

— Hier ist meine Hand!

— Sie zittern? Sehen Sie mich an, ich zittere nicht.

— Großmüthiger, junger Mann!

Uebermannt von seinem Gefühle schloß Kaleb den Dichter in seine Arme.

— Nun bewähren Sie Ihren Muth und Ihre Treue, und gehen Sie zu dem Minister, sprach Richard nach einer kleinen Pause. Nennen Sie ihm meinen Namen, meinen Stand und meine Wohnung und sagen Sie ihm, daß ich stolz darauf sei, das Libell geschrieben zu haben. Ich bleibe in diesem Zimmer, ehe der Mittag heranrückt, ist alles gethan. Nur Eins versprechen Sie mir noch.

— Reden Sie, schluchzte Kaleb.

— Bewahren Sie das Geheimniß meiner Liebe

zu Anna und tragen Sie für meine arme Mutter Sorge. Franz wird es Ihnen danken. Jetzt fort!

Halb mit Gewalt führte Richard den Greis zur Thür, der sich von ihm nicht losreißen konnte. Fast bewußtlos verließ Kaleb das Zimmer und das Haus.

Kaum war der junge Mann allein, als seine Mutter erwachte.

— Es war hohe Zeit! flüsterte er.

Dann trat er an das Bett und drückte einen Kuß auf die Stirn der armen wahnsinnigen Frau.

8.

Es war gegen zehn Uhr Morgens, als sich das Thor des Hofes öffnete, der das finstere Staatsgefängniß der Residenz umzieht, und ein Wagen, von einer Abtheilung Reitern umgeben, in demselben sichtbar ward. In raschem Trabe rollte er über den Platz vor Herrn Hubertus Hause und nahm seinen Weg durch eine der Hauptstraßen, welche sich von hier aus nach dem Innern der Altstadt ziehen.

Wir begleiten diesen Wagen, und sehen ihn endlich an einem großen, mit Säulen und Balkon geschmückten Hause halten, vor dessen hoher, geöffneter Eingangsthür zwei Schildwachen auf und abgehen. Neben der Thür steht eine Abtheilung Garden von ungefähr zwanzig Mann, nachlässig auf die Gewehre gestützt, und an ihrer Spitze ein Offizier mit gebräuntem Gesichte und einem großen Barte, der fast das ganze Gesicht bedeckt.

Kaum hielt die Escorte an, als der Offizier an den Wagen trat und durch einen Wink mit der Hand einem seiner Soldaten den Befehl ertheilte, den Schlag desselben zu öffnen. Der Soldat gehorchte. Ein Mann in der Armee-Uniform des Reichs, aber ohne Epaulette und Degen, eine einfache Militärmütze auf dem Haupte, stieg aus.

— Der General von B..! rief der Führer der Escorte dem Offizier der Garden zu, wobei er ihm zugleich ein Papier überreichte.

— Folgen Sie mir! sprach dieser in einem ernsten, fast befehlenden Tone, und schritt dem Innern des Hotels zu.

Der General, von acht Soldaten mit Gewehren umgeben, ging ruhig, als ob ihm die militä-

rischen Vorsichtsmaßregeln gar nicht galten, dem Offiziere nach, der eine breite Treppe hinanstieg und auf dem Corridor des ersten Stocks vor einer Flügelthür stehen blieb.

Die Soldaten nahmen rechts und links von dieser Thür ihre Plätze ein und setzten klirrend die Gewehrkolben an den Boden.

Der Offizier öffnete, ließ den General eintreten, dann folgte er selbst und schloß die Thür wieder.

Der Gefangene befand sich in einem nicht großen, aber prachtvollen Saale, der eher zu einem Balle, als zu einem Verhöre eingerichtet zu sein schien. Von dem Plafond herab hingen zwei große, glänzende Kronleuchter, die Wände waren mit hohen Kristallspiegeln geschmückt und die Fenster mit schweren seidenen Gardinen. Rothe Lehnsessel standen hier und da zerstreut.

In der Mitte dieses Saales befand sich ein großer ovaler Tisch mit einem dunkelgrünen Teppich überhangen, und um denselben saßen zehn Personen, die theils dem Civil-, theils dem Militairstande angehörten. Auf einem etwas erhöhten Sessel hinter dem Tische saß ein Mann in ein-

facher, schwarzer bürgerlicher Kleidung, vor ihm lagen Papiere und ihm zur Seite stand ein kleinerer Tisch, an dem sein Secretair mit Schreiben beschäftigt war.

Der Präsident dieses Ministerrathes war der Premierminister Graf S.—, der Secretair an seiner Seite kein anderer, als der würdige Montoni, den der Leser bereits aus einer Unterredung mit Herrn Hubertus kennen gelernt hat.

Nach dem Eintritte des Generals herrschte einige Augenblicke eine feierliche Stille in dem Saale, während welcher er Gelegenheit fand, den Ausdruck in den Gesichtern seiner Richter zu prüfen. Mit freier, offener Stirn blickte er den Kreis der Versammlung an; aber als ob ihn die Anwesenheit einiger Personen in derselben überraschte, wandte er verächtlich die Blicke ab, in seinen Mienen sprach sich ein bitteres, bedauerliches Gefühl aus, das er mit Mühe zu unterdrücken schien.

Die Gesichter der Herren am Tische sagten eigentlich nichts; ruhig blickten sie auf die grüne Fläche und mitunter auf den Präsidenten, welcher der Einzige war, in dessen Zügen sich das Bewußtsein der Bedeutung des Augenblicks aussprach.

Die Lippen des Secretairs, dessen weißes Gesicht, das von den Ohrlappen bis zu den Mundwinkeln von dünnen Streifen eines schwarzen Backenbartes durchzogen war, sich auf das vor ihm liegende Papier hinabneigte, umspielte ein höhnisches, schadenfrohes Lächeln; der General konnte es aber nicht bemerken, da die Person des Präsidenten den Scribenten verdeckte.

— Herr General, begann endlich der Präsident, Graf von S., und seine Stimme verrieth die Bewegung seines Innern, Herr General, aus Rücksicht auf Ihren Stand und Ihre dem Staate früher geleisteten Dienste, ist dieser Ministerrath unter meinem Vorsitze zusammengetreten, um Sie zu fragen, ob Sie Ihren vor dem Kreisgerichte abgegebenen Erklärungen noch etwas hinzuzufügen haben.

Würdevoll trat der Gefragte der Versammlung einige Schritte näher, blickte mit seinen großen, feurigen Augen noch einmal durch den Kreis und sprach mit fester, wohltönender Stimme:

— Meine Herren, ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie mir Gelegenheit geben, meine Gründe Ihnen mitzutheilen, die mich bei den Handlungen

leiteten, welche man mir als Verbrechen anrechnet. Ich rufe den Allmächtigen zum Zeugen an, daß nur die reinste Liebe zu meinem Vaterlande und nicht eitler Ehrgeiz meine Brust durchglühet; das Wohl und Glück des Volkes lag mir am Herzen, und nicht der Umsturz der Gesetze war mein Ziel! Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich bei Ihnen, meine Herren, dieselben Gesinnungen voraussetze, und in dieser Voraussetzung bitte ich Sie, mich anzuhören. Es ist vielleicht der letzte Wunsch, den Sie mir erfüllen, und die Beichte eines Sterbenden zu hören ist die Pflicht eines Jeden, dem die Religion noch etwas gilt.

— Ihr Rang, Herr General, und das Andenken an Ihre Dienste machen es uns zur Pflicht, Sie anzuhören, denn beide geben Anlaß zu glauben, daß nur eine Verirrung Sie auf den betretenen Weg geführt. Der Ministerrath giebt Ihnen die Erlaubniß, offen und frei zu reden, er hofft, daß Ihre Worte eine Milderung des Urtheils herbeiführen. Reden Sie!

Der General schwieg einen Augenblick, um sich zu sammeln, dann begann er:

— Ich stehe als ein Rebell vor Ihnen, meine

Herren, als ein Verbrecher, dessen geringste Strafe der Tod ist. Und was ist mein Verbrechen? Nichts anderes, als daß ich nicht glauben will, daß die Natur alle Menschen frei erschaffen hat. Ludwig X. von Frankreich, mit dem Beinamen „der Zänker“, gab ein Gesetz, worin er öffentlich und laut die Wahrheit dieses Satzes anerkannte. Es ist zum Erstaunen, daß man in den Zeiten, die man gegen die unsrige für finster und dunkel hält, auf einen Monarchen stößt, der eine der menschlichen Natur so tief eingeprägte Wahrheit mit Gesetzeskraft promulgirt, indeß unsere erleuchteten Monarchen die Bekenner dieser Wahrheit mit ewigem Gefängniß, ja mit dem Tode zu strafen bereit sind. Wer aber erleuchtet die armen Monarchen mit diesen erhabenen Ansichten und Begriffen, wer prägt ihnen von Kindesbeinen an die Grundsätze ein, die nach und nach zur Religion in ihnen werden, daß die Nationen nur als Schaafe zu betrachten, die zum Scheeren wie zum Schlachten gleich gut sind; daß die Menschen nur wie Hirsche in ihren Parks behandelt werden müssen, die man zuweilen nur leben läßt, um sie für eine folgende Jagd aufzubewahren? Wer sagt

ihnen, daß unser Herr Gott, der Inbegriff der höchsten Liebe und Gerechtigkeit, ihnen das Recht gegeben, nach Willkühr zu herrschen und nur darum Millionen von Menschen erschaffen hat, sich von ihnen tyrannisiren zu lassen? Gewissenlose Minister und Pfaffen sagen es ihnen, Minister, die keinen aufgeklärten, rechtlich denkenden Mann neben sich dulden, und Pfaffen, die jener giftige Haß beseelt, womit die Hölle jede Weisheit verfolgt, die Licht in ihre Finsterniß leuchten, und den Verstand, die Beschaffenheit ihrer Gesinnungen und Vorurtheile, überschauen läßt. Der Regent, welcher nicht fragt: „zu welcher Religion bekennst Du Dich?“ sondern: „bist Du ein Mann von Verdienst?“ ist ihnen ein abgesagter Feind, den sie mit allen Waffen der Intrigue bekämpfen müssen, um die weisesten Minister zu entfernen, und solche nichtswürdigen Blutsauger und bigotte Frömmler in die Nähe seiner Person bringen, welche ihre Absichten unterstützen. Nicht dem Fürsten galt die Revolution, als deren Opfer ich falle, sondern denen, die ihn umgeben, denen, die ihm dadurch das Herz und die Liebe des Volkes entfremden, daß sie ihm falsche Begriffe einflößen

und ein Gewebe voll List und Trug um ihn ziehen, ihre eigennützigen Pläne zu erreichen. Bekennen Sie offen, meine Herren: wer hat bis jetzt regiert? Der Monarch oder seine Minister? Das Volk ist dieses Joches müde, es will redliche, aufgeklärte Minister, Männer, welche die guten Regungen des Regenten nicht unterdrücken, sondern wahren und fördern helfen, Männer, welche ein sittliches, religiöses Gefühl im Busen tragen und einen Menschen als Menschen gelten lassen, wie ihn die Natur erschaffen hat. Was fordert nun die Partei der ächten Patrioten, die man mit dem Namen Rebellen belegt, und jetzt, da die Reaction gesiegt hat, wie Wildpret niederschießen läßt? Nur eine gesetzliche, gerechte Regierung, Freiheit der Meinungen und Achtung der Menschenrechte! Sie will Republik, ruft eine elende Kamarilla dem ängstlichen Fürsten zu; die will sie nicht, denn jeder vernünftige Mensch muß es vorziehen, die Segnungen einer guten Regierung aus der Hand eines Einzigen zu empfangen, als aus zehn Händen von fünf Männern, die selten unter sich einig und gewöhnlich zum äußersten Despotismus geneigt sind. Es ist dem vernünftigen

Manne um die Sache, nicht um den Titel zu thun. Sie sehen, meine Herren, daß ich die Regierenden und die Regierten kenne, ich weiß, wie weit die Leidenschaften gehen, wenn sie sich entzünden, und aus diesem Grunde stellte ich mich an die Spitze der Bewegung, indem ich zugleich meiner Ueberzeugung folgte, um, an dem rechten Punkte angelangt, ein „Halt!“ rufen zu können. Dieser Punkt sollten die Stufen des Thrones sein, von dem uns Pfaffentrug und Ministerränke fern hielten, wir wollten den alten, wurmstichigen Grund desselben ausrotten und ihm einen neuen erbauen, der sich nicht auf Bayonette feiler, bezahlter Söldner stützt, sondern auf die Liebe eines großen, freien Volkes. Aus diesen Gründen griff ich zu den Waffen und leitete das Volk. Die Vorsehung hat mein Bestreben nicht unterstützt; aber die Sache, der ich diente, ist deshalb nicht minder gerecht, nicht minder national, ich hege die feste Ueberzeugung, daß sie würdigern Händen, als den meinigen, den Sieg verleihen wird. Das ist alles, was ich zu sagen habe —!

Die Worte des Generals, frei und mit Begeisterung gesprochen, hatten auf die Minister am

grünen Tische verschiedene Eindrücke hervorgebracht, die sich in den Gesichtern deutlich zu erkennen gaben. Einige schienen mit Mühe ihre Entrüstung zu unterdrücken, sie wagten aber nicht, den Redner zu unterbrechen, oder am Schlusse der Rede auch nur ein Wort zu entgegnen, sie begnügten sich damit, dem Präsidenten durch Geberden ihre Gefühle auszudrücken. Andere schüttelten mitleidig den Kopf und thaten, als ob sie den armen verrückten Mann, der einen solchen Unsinn sprach, herzlich bedauerten. Noch einige andere sahen sich verwundert an und schienen durch Blicke, die sie an die Decke des Saales warfen, sagen zu wollen: „O Himmel, besitzt diese Mensch einen Muth! Mir wird bange, ihn zu hören!"

Der Secretair hatte ruhig seine Feder niedergelegt, den Kopf in die Hand gestützt und die begeisterte Rede des gefangenen Generals angehört. Seine Mienen waren dieselben geblieben, nur die schwarzen, stechenden Augen, die zuweilen verstohlen auf den Redner blickten, schienen zu sagen: „Rede immerhin, Du entgehst Deinem Schicksale dennoch nicht.

Nur in des Präsidenten Angesicht wechselten

Röthe und Blässe, man sah ihm an, wie er die Wahrheit der Worte tief empfand und eine laute Stimme in seinem Innern zu Gunsten des Angeklagten sprach. Als dieser geschwiegen, sagte er in einem Tone, der deutlich die Ueberwindung verrieth, mit welcher er den Pflichten des Präsidenten genügte:

— Herr General, aus Ihren Worten schließe ich, daß es nicht Ihre Absicht ist, dem Ministerrathe eine Verbesserung Ihrer Lage zu danken. Ich gehe deshalb zu den Fragen über, die mich mein Amt an Sie zu richten verpflichtet. Es ist anzunehmen, daß Sie ein so gewagtes Werk nicht beginnen würden, wenn Sie mit den einzeln Provinzen des Landes nicht in Verbindung gestanden und auf ihre Hülfe gerechnet hätten. Wer sind Ihre Genossen, Ihre Verbündete, Ihre Freunde? Antworten Sie frei und offen, es ist vielleicht das einzige Mittel, Sie zu retten.

Eine leichte Röthe des Unwillens ward in dem Gesichte des Generals sichtbar, seine Augen sahen stolz und mit Verachtung nach dem Minister hinüber und als ob ein Stoß seinen ganzen Körper

durchfuhr, biß er die von seinem braunen Barte umgebenen Lippen zusammen.

— Herr Graf, sprach er nach einer kleinen Pause, meine Worte sowohl, als meine Thaten müssen Ihnen bewiesen haben, daß kein Verräther vor den Schranken Ihres Gerichts steht. Wollen Sie meinen Adel als Stand nicht mehr gelten lassen, so verletzen Sie wenigstens den Adel der Gesinnung und des Herzens nicht. Ich stand allerdings mit verschiedenen Provinzen in Verbindung und hatte bedeutende Männer zu meinen Genossen; zu meinen Freunden aber zähle ich nur die, welche an den Grenzen dieser Hauptstadt ihre Brust den Kugeln darboten, als es galt, die Freiheit zu vertheidigen. Frieden sei denen, die fielen, und Glück denen, welche den Sturz der Freiheit überlebten!

In diesem Augenblicke erhob sich eine von den Militairpersonen. Sie trug große goldene Epaulettes, eine schwere sielberne Schärpe, einen Degen und mehrere große und kleine Orden auf der Brust.

— Sie gestehen selbst zu, wandte sich diese Person zu dem General, daß Sie in den Pro=

vinzen bedeutende Männer zu Genossen hatten. Warum haben diese Männer Sie verlassen und nicht unterstützt? Warum haben sie ihre Pflicht als ehrliche Genossen einer Partei nicht erfüllt? Weil sie Verräther waren, und Verräthern braucht man sein gegebenes Wort nicht zu halten.

— Mein Herr, antwortete ruhig der General, Ihre Begriffe von Ehre scheinen nicht die meinigen zu sein. wenn ich anders Ihre Worte nicht für eine klug ersonnene Ueberredung halten soll, mich zu einem Geständnisse zu bewegen. Um Sie über meine Begriffe von Ehre aufzuklären, diene nur die kurze Bemerkung, daß ich in allen Fällen selbst den Schein meide, der meine Ehre in Zweifel ziehen könnte, und daß ich mich selbst für den ehrlosesten Verräther halten würde, wenn ich ein Haupt meiner treulosen Genossen Ihrer Verfolgung preisgäbe.

Der Präsident hatte während dieser Zeit in einem vor ihm liegenden Actenstücke gelesen; als ob er dem Streite der Meinungsverschiedenheit ein Ende machen wollte, sprach er zu dem Gefangenen:

— Ueber einen Punkt, dessen Beleuchtung der

Gang der Untersuchung erfordert, könnten Sie uns aber Auskunft geben, ohne Ihrem Principe von Ehre untreu zu werden. Es ist ein Libell, das in derselben Zeit in unzähligen Exemplaren in der Hauptstadt und in den Provinzen verbreitet wurde, als Ihre Proclamationen an das Volk ergingen. Unter einer Fluth von Schmähungen citirt dieses Libell authentische Documente und Briefe von Personen, die theils der Familie unseres Monarchen, theils der nächsten Umgebung desselben angehören. Ich frage Sie nicht um den Namen des Verfassers dieser Schmähschrift, denn Sie würden ihn zu nennen sich weigern; aber die Documente und Briefe, auf die er sich bezieht, und die nur der schwärzeste Verrath in Ihre Hände gebracht haben kann, bitte ich, mir zurückzugeben. Um diesen Preis wird Ihnen der Manarch volle Amnestie ertheilen.

— Ich würde Ihnen, Herr Graf, die fraglichen Papiere nicht einhändigen können, ohne Ihnen zugleich die Person, welche sie besitzt, zu überliefern. Uebrigens habe ich Befehl ertheilt, sie zu verbrennen, im Fall unser Unternehmen einen schlechten Ausgang haben sollte.

— Warum haben Sie dieses Mittel zu Ihrer Rettung sich nicht aufbewahrt? fragte verwundert und mitleidig zugleich der Präsident.

— Weil ich siegen wollte!

Eine Pause trat ein. Der Minister durchblätterte seine Papiere.

— Haben Sie dem Ministerrathe noch etwas zu eröffnen?

— Ich habe nur noch um die Erlaubniß zu bitten, über ein Landgut, das drei Meilen von der Hauptstadt entfernt liegt, verfügen zu dürfen. Als General habe ich nichts zu bereuen, wohl aber als Mensch, ihm bleibt noch ein Vergehen auszugleichen, das ich wünschte nicht begangen zu haben.

— Es steht Ihnen frei, Ihr Testament zu machen, und ich bürge Ihnen dafür, daß jeder Punkt gewissenhaft vollzogen werden soll. Gott sei mit Ihnen, Herr General!

Der Präsident erhob sich und gab einen Wink mit der Hand.

— Gott schütze das Vaterland! sprach der General, verbeugte sich und verließ mit festen Schritten den Saal.

Der Offizier folgte ihm.

— Meine Herrn, begann der Präsident, nachdem die Thür sich geschlossen, der General von B.. hat einen traurigen, verhängnißvollen Weg betreten. Wir sind nicht berufen, seine Ansichten und Meinungen, die ihn dazu veranlaßten, zu verbessern oder zu verurtheilen, nur das gebe ich Ihnen zu bedenken, daß wir von ihm, als einem Soldaten von Ehre, keine andere Antwort erwarten konnten. Ich weiß, sein Vergehen ist nicht zu entschuldigen; aber die Verirrung seines Geistes mildert die Strafe, ich behaupte selbst, sie macht ihn unzurechnungsfähig. Wieviel Menschen mögen in unserer Zeit wohl seine Ansichten theilen, wieviel Menschen werden den Weg, den er betreten, in blindem Fanatismus noch fortsetzen! Es hat Fälle gegeben, in denen berühmte Staatsmänner nur auf die Stimme ihres Gewissens hörten und in diesem Augenblicke, glaube ich, liegt uns ein Fall vor, dessen Entscheidung wir nur unserm Gewissen überlassen können, die Staatsklugheit gebietet es sogar. Ich frage Sie, ob dieselbe That, die wir unter gegenwärtigen Umständen als Verbrechen bezeichnen, dem Angeklag-

ten nicht einen großen, ehrenvollen Namen erworben hätte, wenn das Schicksal seiner Partei günstig gewesen wäre? Würden wir, die wir nach unserer Ansicht die Rechte des Monarchen vertreten und zu wahren suchen, nicht mit demselben Rechte in der Meinung der siegreichen Partei, die dann die richtige ist, als strafbar bezeichnet werden können? Ueber Vergehen, deren Feststellung auf Ansichten beruht, darf nicht der todte Buchstabe des Gesetzes, sondern nur das Gewissen entscheiden!

— Wir sind nicht seine Richter, antwortete ein Mann mit kaltem, hagerm Gesicht, dessen Stirn sich längst schon in Falten des Unmuths gelegt hatte über die Worte des Ministers. Ein Kriegsgericht hat den Tod durch den Strang über ihn gesprochen. Es ist nur die Frage, ob dieses Urtheil vollzogen werden soll. Wie auch unser Entschluß ausfallen möge, die Gnade des Monarchen schließt er nicht aus. —

— Wir können nichts weiter thun, fügte der Mann in Uniform mit Degen, Schärpe und Orden hinzu, als den Tod durch den Strang in ei-

nen Tod durch Pulver und Blei mildern. Das ist alles!

— Wenn die Vollziehung des von dem Kriegsgerichte gesprochenen Urtheils hier beschlossen wird, muß der General mit der Frühe des nächsten Morgens sterben. Ich ziehe nicht etwa die Milde unsers Monarchen in Zweifel, ich bin ihrer sogar gewiß; aber die Majestät befindet sich gegenwärtig nicht in unserer Hauptstadt, es erfordert Zeit, die nöthigen Berichte zu erstatten, und die Vollziehung der Strafe nach dem Ausspruche des Kriegsgerichts gestattet keinen Aufschub. Außerdem erinnere ich Sie an den Zustand der Aufregung, in welchem die allerhöchste Person unseres Monarchen sich befindet, die Verantwortlichkeit für das vergossene Blut wird stets auf die Minister zurückfallen, wie die Erfahrung schon oft gelehrt.

— Die Majestät unsers Monarchen, antwortete der hagere Mann wieder, kann keinen Act der Gnade üben, wenn wir nicht zuvor die Strenge des Gesetzes haben walten lassen. Die Zeit eilt, andere Geschäfte erfordern unsere Thätigkeit. Ich werde zuerst meine Stimme abgeben.

Ruhig ergriff er nach diesen Worten ein Papier, das auf dem Tische lag, schrieb einige Worte mit fester Hand auf dasselbe, und übergab es seinem Nachbar. Dieser unterzeichnete und gab es weiter. Als das Papier mit den Unterschriften sämmtlicher Räthe versehen war, nahm es der hagere Mann wieder und überreichte es dem Präsidenten.

— Excellenz, sprach er, hier sind unsere Stimmen, die wir nach Pflicht und Gewissen abgegeben haben. Fügen Sie die Ihrige bei und übersenden Sie das Resultat unserer Berathung Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Monarchen, den der Himmel noch lange zum Wohle des verblendeten Volkes erhalten möge!

Mit einer stummen Verbeugung entfernten sich alle aus dem Saale.

Der Premierminister und sein Secretair waren allein.

Fast bestürzt über das Resultat der Sitzung ging der Erstere mit großen Schritten auf und ab, er schien seinen Secretair, der neben seinem Tische stand und weitere Befehle erwartete, nicht zu bemerken.

— Also doch den Tod! sprach er halblaut vor sich hin. Und auch ich soll diesen Beschluß unterzeichnen!

Er blieb stehen und blickte in das Papier, das er noch in der Hand hielt.

— Da stehen die Namen, mit fester Hand gezeichnet. Keiner erbebte, ein Todesurtheil zu unterschreiben, das einen ewigen Schandfleck auf ihre Namen und Fluch und Verwünschungen auf die Regierung wirft — die Feigen und Undankbaren! Fast alle sind sie Creaturen des Vaters ihres Opfers; wenn dieser sie nicht emporgehoben, bewegten sie sich noch im Schlamme, dem sie angehören. Aber ich kenne ihre Absichten und ihre Meinungen: durch Tyrannei bekämpfen sie das Princip der Menschenrechte, sie wollen das Staatsgebäude, das auf Ansehen der Person und bestochene Vorurtheile sich gründet, aufrecht erhalten, damit das Verdienst nicht zur Geltung gelange. Welche Stellung in der menschlichen Gesellschaft würden diese Menschen einnehmen, wenn sie dieselbe verdienen sollten!

Indem der Minister emporblickte, bemerkte er den Secretair.

— Montoni, sprach er kalt, befördern Sie die Papiere in die Kanzlei. Diesen Nachmittag erwarte ich Sie zur gewohnten Stunde in meinem Zimmer zur Arbeit.

Der Secretair verbeugte sich; dann legte er die Papiere zusammen.

— Excellenz, sprach er mit einem devoten Lächeln, wollten Sie die Gnade haben und den Beschluß der eben stattgehabten Sitzung durch Ihre Namensunterschrift vollziehen und ihn den Akten beifügen, damit sie vollständig sind?

— Reserviren Sie die Akten und legen Sie sie mir diesen Nachmittag zur Berichterstattung vor. Für diesen Morgen sind Ihre Geschäfte beendet.

Montoni verbeugte sich noch tiefer, als zuvor, und ging. Ein Blick des Ministers, der eben nicht zu seinen Gunsten sprach, begleitete ihn. Der Secretair schien diesen Blick bemerkt zu haben, denn ein kaltes, boshaftes Lächeln, als ob es als Antwort darauf dienen sollte, umzog seinen Mund, indem er sich noch einmal wandte, um die Thür zu schließen.

— Armer General, fuhr der Minister in sei-

nem Selbstgespräche fort, wie rette ich Dich aus den Klauen dieser gewissenlosen Menschen! Soll ich die Execution des Urtheils, die sie so eifrig betreiben, auf eigene Verantwortung verzögern und dem Monarchen zu beweisen wagen, daß der Tod dieses Mannes die Erbitterung und den Haß gegen ihn vermehrt und eine neue, furchtbare Blutschuld auf sein Haupt ladet, während Gnade und Milde seinen so tief erschütterten Thron nur befestigen kann? — Was ist aber von einem Fürsten zu hoffen, der stets bereit ist, für eine Messe Tausende von Unterthanen zu opfern — ich würde mich verderben, ohne den General zu retten. Und doch muß ich ihn retten! Der edle Mann! Wie standhaft weigerte er sich, seine Genossen zu nennen! Seine Worte machten mich erröthen und erbleichen. Ach, ich weiß es nur zu gut, daß sein edler Charakter ihm unversöhnliche Feinde zugezogen, er allein hat ihn dem Verderben entgegengeführt! Wohlan, ich wage noch einen Versuch, dann lege ich mit Freuden mein Amt in die Hände eines andern, der es verwalten kann, ohne mit seinem Gewissen in Widerspruch zu gerathen!

Der Graf verließ den Saal und schritt eilig über den Corridor dem entgegengesetzten Flügel des Hotels zu. Kaum war er in sein Kabinet getreten, als ein Diener ihm die Ankunft eines Soldaten meldete, der um eine geheime Audienz bitten lasse.

— Was soll ich dem Soldaten sagen? fragte der Diener.

— Er mag eintreten! befahl der Graf nach einigen Augenblicken der Ueberlegung.

Der Diener entfernte sich.

Gleich darauf ward die Thür geöffnet und ein Soldat von jenen Horden, welche seit der Einnahme der Hauptstadt das Schrecken der geängstigten Einwohner machten, trat ein. Er trug ein graues Wams, weite Hosen von einem groben wollenen Stoffe und in einem schmutzigen breiten Ledergürtel ein Paar große Pistolen. Sein Gesicht war gebräunt und von einem dichten, wilden Barte umgeben. Ein zerrissener brauner Mantel vollendete das Abenteuerliche dieser Erscheinung.

— Was willst Du? fragte der Minister, dem Gestalten dieser Art nicht fremd waren.

Ohne ein Wort zu entgegnen, öffnete der Sol-

dat sein graues Wams auf der Brust, holte einen Brief hervor und überreichte ihn dem Grafen.

— Wer sendet Dich?

— Lesen Sie, Herr Graf!

Diese Worte wurden in einem Tone gesprochen, der dem Grafen keinen Zweifel übrig ließ, daß der Ueberbringer keiner der gewöhnlichen Soldaten sei, welche in diesem Augenblicke die Residenz besetzt hielten. Verwundert erbrach er den Brief und las:

„Herr Graf! Meine Hand zittert, ich vermag kaum die Feder zu halten. Die Nachricht von der Verhaftung des Generals, den ich nach dem unglücklichen Ausgange seines Unternehmens aus der Hauptstadt entkommen glaubte, traf mich wie ein Donnerschlag. O retten, retten Sie ihn, Sie nur allein vermögen es! Fällt er, so ist es um uns und unsere Nationalität geschehen, denn unsere Partei, die durch den Sturz der Residenz nicht entmuthigt, sondern nur fester zusammengetreten ist, harrt sehnlichst seiner Ankunft, und steht er nicht an ihrer Spitze, fehlt Muth und Vertrauen, unser Untergang ist gewiß. Doch mehr noch als alle, die auf ihn ihre Blicke richten, be-

schwöre ich Sie, kein Mittel zu seiner Rettung unversucht zu lassen, denn Sie wissen ja, wie theuer er meinem Herzen ist. Seit der Flucht des Hofes aus der Residenz habe ich mich auf meine Güter zurückgezogen, ich bin ihm nicht gefolgt. Dieser Bote ist sicher, Sie können ihm Ihre Antwort anvertrauen, er ist der Sohn meines alten, getreuen Kastellans und hängt mit Leib und Seele an seiner Nation und unserer Familie. Noch einmal: retten Sie, retten Sie den General, denn auch Ihnen kann es verderblich werden, wenn er fällt, und wir mit ihm. Verwenden Sie Ihr Ansehen und Ihre Macht, ehe Mißtrauen und Neid sie Ihnen entreißen. Der Himmel schütze Sie! S. A. Fürstin zu K."

Als der Graf gelesen, schritt er hastig zur Thür und zog die Glocke.

Der Diener trat wieder ein.

— In der nächsten halben Stunde bin ich für niemand sichtbar; ich will ungestört sein! befahl er in großer Aufregung.

Der Diener verbeugte sich und verließ das Zimmer.

— Wir sind vor Störung sicher, wandte sich



der Graf jetzt zu dem Soldaten, haben Sie mir noch mündlich etwas mitzutheilen, so reden Sie.

— Der Brief enthält Alles, war die Antwort.

— Kennen Sie seinen Inhalt?

— Nein; ich vermuthe ihn jedoch.

— Wer gab Ihnen Anlaß zu dieser Vermuthung?

— Die Fürstin, meine Gebieterin, als sie mich mit der Sendung beauftragte.

— Ihr Vater ist der Kastellan der Fürstin?

— Ja.

— Diesen Brief, den ich erbrochen und gelesen habe, sind Sie beauftragt, dem Premierminister Grafen S. zu überreichen?

— Ich glaube meinen Auftrag erfüllt zu haben.

— Sie glauben es. Wenn ich nun die Person nicht wäre, welche die Adresse bezeichnet?

— Dann hätte ich meinen Brief nicht abgegeben.

— Was gab Ihnen Gewißheit über meine Person? Folgten Sie nur der Bezeichnung meines Dieners?

Der Soldat riß seinen Bart ab und zeigte dem erstaunten Grafen ein zwar gebräuntes, aber

schönes Jünglingsangesicht, das mit der Kleidung einen seltsamen Contrast bildete. Dann fragte er mit glühenden Augen:

— Herr Graf, Sie kennen mich wohl nicht mehr? Glauben Sie, ich sei so ungeschickt, einen so wichtigen Brief abzugeben, ohne zu wissen, daß er in die rechten Hände kommt?

Der Graf sah den jungen Mann einige Augenblicke an, dann rief er freudig überrascht:

— Irre ich nicht, so sind Sie Julius, der junge Stallmeister der Fürstin, der mir vor drei Jahren das Leben rettete, als wir auf einer Jagd die fürstlichen Waldungen durchstreiften!

— Ja, Herr Graf, ich war so glücklich, Ihr scheues, flüchtiges Pferd von dem Sprunge in die jähe Tiefe abzuhalten.

— Ihr eigenes Leben schwebte in Gefahr — noch sehe ich Sie, wie Sie sich mit Mühe an Ranken und Gestrüpp festhalten, während Ihr Pferd zerschmettert in die Tiefe stürzt.

— Ich that nur meine Pflicht, Herr Graf —

— Deren Erfüllung ich Ihnen ewig danken werde!

Der Graf reichte dem jungen Manne freundlich die Hand.

— Excellenz, sprach dieser, ich nehme den Dank in Anspruch, doch nicht für mich, sondern für meine Fürstin und unsere gute Sache!

— Ich verstehe Sie, antwortete ernst der Graf, wandte sich ab und schritt nachdenkend durch das Zimmer.

Julius folgte seinen Bewegungen mit besorgten Blicken.

— Wie sind Sie in den Besitz dieser Kleidung gelangt, mein junger Freund? fragte der Minister nach einer Pause.

— Sie erinnern sich, antwortete Julius, daß wir dem Belagerungsheere einige kleine Treffen lieferten?

— Die stets unglücklich für Ihre Partei ausfielen — ich weiß es!

— In einem dieser Scharmützel machten wir zwei feindliche Soldaten zu Gefangenen und schleppten sie mit uns, als wir zurückgedrängt wurden. Da man ihnen die Wahl ließ, erschossen zu werden oder Dienste in unserer Armee zu nehmen, zogen sie das Letztere vor, und beide, ein

Paar starke an Kriegsstrapatzen gewöhnte Kerls, tragen jetzt unsere Uniform. Die Fürstin und mein alter Vater hielten meine Gegenwart auf den Gütern für nothwendiger und ersprießlicher, als den Dienst im Heere, deshalb veranlaßten sie mich, dorthin zurückzukehren. Um eine Trophäe heimzubringen, bot ich dem Soldaten, den ich zum Gefangenen gemacht, ein kleines Geschenk in Gelde, auf das diese Menschen vor Begierde brennen, und nahm dafür seine Kleider mit. Einige Tage später benutzte ich sie, um diese Sendung meiner Gebieterin auszuführen, die sie keinem andern glaubte anvertrauen zu können, da ich den besondern Vorzug habe, den Herrn Grafen von Person zu kennen. Sie sehen, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, einen Irrthum zu vermeiden.

— Kennen Sie auch die Person des Generals von B.?

— O gewiß! rief der junge Stallmeister. — Wie oft war er Wochen lang auf unserm Schlosse, und wie oft habe ich ihn und die Fürstin auf Spazierritten durch die Umgegend begleitet. Ein

Wort von ihm ist für mich hinreichend, ihn selbst in stockfinsterer Nacht zu erkennen.

— Und Sie glauben, daß auch er Sie erkennen würde?

— Ich glaube es nicht nur, ich bin dessen selbst gewiß!

— Gut, dieser Umstand kann für uns von Vortheil sein. Heute Abend acht Uhr wird der General das Staatsgefängniß verlassen. Es würde nur noch ein Ort zu ermitteln sein, wo er seine Kleider mit denen vertauscht, die Sie in diesem Augenblicke tragen, denn in dieser Hülle wird er am sichersten die Aufmerksamkeit der zahlreichen Patrouillen und Wachtposten täuschen und die Linien passiren können. Sie müßten ihn dort erwarten und mit ihm gemeinschaftlich die Flucht fortsetzen. Ein Passirschein, den Sie von mir erhalten, wird Sie vor Anfechtungen sichern.

— Wo aber sollen wir einen solchen Ort finden? fragte der junge Mann nachdenkend. Wäre es nicht besser, wenn der General sich Ihres Passirscheines bediente?

— Ich glaube nicht. Wie leicht kann ein

Offizier oder ein Soldat der Wachen ihn erkennen.

— Sie haben recht, Excellenz, das bedachte ich nicht. Da ich aber zu unbekannt in der Stadt bin, wird es nöthig werden, noch eine dritte Person in das Geheimniß unseres Planes zu ziehen, wenn Sie anders nicht schon ein Auskunftsmittel gefunden haben.

— Diese Person zu finden werde ich Sorge tragen!

Der Graf zog die Glocke.

Der Diener erschien.

— Was befehlen Excellenz?

— Karl, ich weiß, Du bist treu und verschwiegen!

— Habe ich dem Herr Grafen je Veranlassung gegeben, daran zu zweifeln?

— Nein! Um Dir einen Beweis meines ungeschwächten Vertrauens zu geben, empfehle ich Dir diesen Mann. Du wirst ihm sofort eine Deiner Livreen zukommen lassen und ihn bis zu diesem Abend als Kamerad betrachten. Sie, mein Freund, wandte er sich zu dem jungen Manne, verstehen mich.

— Ich freue mich, Herr Graf, Ihnen einen außergewöhnlichen Dienst leisten zu können.

— Doch Vorsicht empfehle ich Euch Beiden!

— Sorgen Sie nicht, Excellenz, mein Zimmer wird sich für niemand mehr öffnen, wenn dieser Herr die Schwelle desselben überschritten hat. Doch erlauben Sie, daß wir unsern Weg dorthin durch Ihre Gemächer nehmen dürfen, im Vorsaale wartet der Kapitain Walther auf Zutritt.

— Es sei, sprach der Graf. Auf Wiedersehen, Herr Julius! Du, Karl, lässest den Kapitain eintreten, sobald Du Deinen Gast mit anderer Kleidung versehen hast!

Julius und der Diener verließen durch eine Seitenthür das Kabinet des Ministers.

— Arme Fürstin, sprach der Minister, indem er sich auf den Stuhl vor seinem Bureau warf, sie ist dem Hofe nicht gefolgt! Die Liebe hat sie zu einem Schritte bewogen, der die verderblichsten Folgen für sie haben kann, denn er deutet ihren offenen Uebertritt zu der feindlichen Partei der Kamarilla an. Auf die Gnade des Monarchen ist unter diesen Umständen nicht mehr

zu hoffen, denn was die Pfaffen begonnen, wird der Einfluß der Weiber, welche ihn umgeben, vollbringen. Die Fürstin ist auf Ihren Gütern! Jetzt ist die Rettung des Generals nicht nur eine Pflicht der Menschenliebe, sie ist für mich zur Politik geworden. Nein, nein, rief er aus, der General darf nicht als ein Opfer des Unternehmens fallen, dem ich aus voller Ueberzeugung Beifall zollen muß. Ich rette ihn, koste es, was es wolle! Sein Tod, und mehr noch sein Leben, ist von unabsehbaren Folgen!

In diesem Augenblicke trat der Kapitain Walther, ein würdiger Veteran mit greisem Barte, in das Kabinet. Er war der Commandant des Staatsgefängnisses und ein vertrauter Freund des Grafen.

— Sie sind es, Kapitain!

— Ich bin es, Herr Graf. Der gefangene General ist in das Staatsgefängniß zurückgebracht — ich komme, das Resultat der Ministersitzung zu erfahren.

— Lesen Sie es selbst, mein alter Freund, hier ist es!

Der Graf überreichte ihm das Papier.

— O mein Gott, rief er aus, nachdem er einen Blick hineingeworfen, also auch diese Herren haben das Todesurtheil bestätigt! Aber dem Himmel sei Dank, noch vermisse ich die Unterschrift des Premierministers.

— Ich werde sie hinzufügen müssen, antwortete der Graf; aber beunruhigen Sie sich deshalb nicht, meine Intentionen sind noch immer dieselben.

— Diese wackern Männer! Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß sie dem verstorbenen Vater des Generals größtentheils ihre Aemter und ihr bedeutendes Vermögen verdanken. Ach, Herr Graf, nur Ihnen hat die Politik das Herz und das menschliche Gefühl gelassen — jene sind Ungeheuer, und solche Subjecte, ohne Gewissen und Ehre, obgleich sie das letzte Wort stets im Munde führen, sitzen am Ruder des Staates! Wenn ich jetzt durch die Corridors des weiten Staatsgefängnisses gehe, möchte ich weinen, wie ein Kind, denn nicht eine Zelle ist leer, täglich und stündlich werden neue Opfer herbeigeschleppt, und Pfaffen kommen und gehen den ganzen Tag, um die vom Kriegsgericht Verurtheilten zum Tode vorzuberei-

ten. Diesen Morgen wurde ein unglücklicher Familienvater vor die Gewehrläufe geführt, weil man einen Stockdegen, ein Erbstück seiner Familie, bei ihm gefunden hatte. Weib und Kinder, deren einzige Stütze und Ernährer er war, lagen im Hofe und weinten. — Was half's? Er mußte fort — jetzt liegt er zerschmettert bei den übrigen. Ich muß bekennen, Herr Graf, ich schäme mich meines Postens; das willenlose Werkzeug herzloser Henker zu sein, ist eine Schande für den braven Soldaten! Gilt es, überwiesene Verbrecher zu strafen, da bin ich bereit und übe gern mein Amt; aber unschuldige zu quälen und zu martern, bin ich nicht gewissenlos genug. Weinte doch selbst ein Mönch, als er diesen Morgen aus der Zelle des Verurtheilten trat — warum soll ich mich des Mitleids schämen?

— So kann ich auf Ihre Hülfe rechnen, Kapitain, nicht wahr?

— Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Graf, denn ich weiß, es ist nicht der Wille unsers Monarchen, daß in seinem Lande so entsetzlich gewirthschaftet wird. Ich habe fünfzehn Jahre unter dem Vater des Generals gedient, habe zwei Feldzüge un-

ter ihm mitgemacht und bin unter seiner Leitung vom gemeinen Soldaten zum Kapitain avancirt — das alte Blut, das noch in meinen Adern rollt, bin ich gern bereit, für seinen Sohn hinzugeben. Ich hinterlasse ja weder Weib noch Kind, die mich bedauern.

— Wie steht es mit dem Plane zur Flucht, der diese Nacht ausgeführt werden sollte?

— Ich zweifle, daß er gelingen wird, antwortete der Kapitain.

— Er scheitert an der Weigerung des Kaufmanns Hubertus, der unsern Leuten den Zutritt in sein Haus verweigerte, nicht wahr?

— So ist es!

— Ich selbst habe es versucht, einen seiner Diener zu überreden; doch umsonst, die Ehrlichkeit und die Besorgniß dieses Mannes, seinen Herrn in Gefahr zu bringen, lehnten alle Anerbietungen ab.

— Es ist wahr, Herr Graf, wir müssen diesen Plan aufgeben.

— Was ist nun zu thun, Kapitain? Der General muß um jeden Preis gerettet werden.

— Ich habe zwar einen andern ersonnen, ant-

wortete der Commandant, aber ich fürchte, daß uns jener verdammte Italiener, der Schuft von Montoni ertappt. Der Kerl ist wie eine Blindschleiche, überall kriecht er umher, ohne daß man ihn bemerkt.

— Meinen Secretair, meinen Sie.

— Sagen Sie lieber, Ihren Spion. Diese Canaille hat eine so feine Nase, daß ihm nichts entgeht. Ich kann wohl sagen, daß er in dem Staatsgefängnisse eben so gut Commandant ist, als ich, und wenn ich nicht irre, spielt er im Ministerium ebenfalls keine unbedeutende Rolle.

— Wundern Sie sich darüber? fragte lächelnd der Graf. Er ist ja die Seele des Beichtvaters unsers frommen Monarchen. Mit den siegreichen Truppen rückte auch er wieder in die Residenz ein, die er vor einem halben Jahre unter Schimpf und Schande bei Nacht und Nebel verlassen mußte, wenn er sich der Mißhandlung des empörten Volkes nicht aussetzen wollte. Auf Allerhöchsten Befehl, wenn wir ihn nicht den Befehl des Beichtvaters nennen wollen, ist er dem Premierminister als Secretair beigesellt, um dessen Handlungen zu beobachten und zu berichten. Ich kenne ihn, er

ist halb Jesuit und halb Henker, dem seine Lehrer den ächten Inquisitionsgeist eingehaucht haben. Montoni ist, unbeschadet seiner Brutalität, schlau und listig, ehrlos und feig; doch über allen diesen löblichen Eigenschaften steht sein unbegrenzter Eigennutz; für Geld ist dieser Mann zu allem fähig. Wie man sagt, soll er ein bedeutendes Vermögen besitzen, das wahrscheinlich durch den Sturz des Generals noch vermehrt werden wird.

— Armer Mann, seufzte der Kapitain, — so wird er dennoch unterliegen müssen!

— Nein, nein, er wird nicht unterliegen, alter Freund! Wenn Ihr Plan mißlingt, habe ich vielleicht einen andern.

— Und welchen? — fragte begierig der alte Soldat.

— Hören Sie mich an. Wissen Sie, durch welche List König Philipp II., der gezwungen war, seinen Sohn der Inquisition auszuliefern, ein Mittel fand, diesem fürchterlichen Tribunale und zugleich dem Vaterherzen zu genügen?

— Man sagt, daß ein falscher Don Karlos auf das Schaffot geschleppt sei.

— Ganz recht! Sollte sich unter den Un-

glücklichen, welche das Kriegsgericht zu zwanzigjähriger Schanzarbeit in schweren Ketten verurtheilt hat, nicht einer finden, der den Tod dieser furchtbaren Qual des Lebens vorzieht? Der Freiheitsschwindel ist bei Manchem zum Fanatismus geworden, ich glaube fest, daß es uns nicht schwer werden wird, einen dieser Armen zu gewinnen, statt des Generals auf den Sandhügel zu knien, sich ein martervolles Leben zu ersparen und der Sache der Freiheit einen wackern Kämpfer zu erhalten.

— Unmöglich, Herr Graf. Es wird keiner von ihnen einwilligen, denn alle hegen die Hoffnung, daß ihnen entweder volle Amnestie, oder mindestens doch eine bedeutende Milderung der Strafe ertheilt wird.

— Und trotz dem gebe ich die Hoffnung nicht auf. Lassen Sie uns zu unserm ersten Plane zurückkehren. Die Vollziehung des Urtheils werde ich noch zu verhindern suchen. Wird es möglich sein, daß der Gefangene mit Ihrer Hülfe diesen Abend aus dem Gefängnisse entkommt?

Der alte Kapitain sah sinnend vor sich auf den Boden. Plötzlich blickte er empor und sagte:

— Ich glaube, ja! Wohin aber hat er sich dann zu wenden?

— Ich habe bereits Maßregeln getroffen, antwortete der Minister, daß er zur Flucht über die Linien der Stadt die Kleider eines gemeinen Soldaten anlegen kann. Den Ort, wo dies geschieht, werde ich Ihnen vor Einbruch der Nacht durch meinen Diener mittheilen lassen, der die Ermittelung desselben übernehmen soll.

— Sind Sie der Treue und Verschwiegenheit dieses Mannes gewiß? Ich fürchte, daß Montoni — —

— Fürchten Sie nichts, lieber Kapitain, ich kenne meinen Diener; Montoni übt keinen Einfluß auf ihn.

— Gut; ich verbürge mein Wort, daß der General, wenn keine Verrätherei sich in unser Spiel mischt, diesen Abend acht Uhr das Staatsgefängniß verläßt.

— Für das Uebrige trage ich Sorge!

Beide Männer reichten sich die Hände.

— Unser Geschäft ist abgethan, sagte der Commandant, ich eile in mein Staatsgefängniß zurück.

Wenn wir uns wiedersehen, hoffe ich, den General in Freiheit zu wissen.

— Gott gebe es, mein alter Freund! Zählen Sie auf mich unter allen Verhältnissen des Lebens, wie ich jetzt auf Sie zähle!

Der Kapitain Walther verließ das Kabinet des Ministers.

9.

— Der Kanzlei-Inspector Eurer Excellenz läßt um Zutritt bitten! meldete der Diener, als der Kapitain sich entfernt hatte.

— Ist die Kanzlei geschlossen? fragte der Minister.

— Seit einer halben Stunde. Mittag ist vorüber.

— Ich lasse den Inspector bitten, diesen Nachmittag wiederzukommen, in diesem Augenblicke fessele mich ein wichtiges Geschäft.

— In diesem Falle hat er mir aufgetragen, Eurer Excellenz zu melden, daß er den Verfasser des Libell's „die Jesuiten-Krone" ermittelt und zur Haft habe bringen lassen.

— Den Verfasser des Libell's! rief der Graf und erhob sich rasch von seinem Sessel.

— Ja. Ein junger Mann begleitet ihn, vielleicht — —

— Das ändert die Sache. Er soll eintreten.

Der Graf hatte Mühe, seine Fassung wieder zu gewinnen, als der Diener sich entfernt hatte. Die Gewitterwolken über dem Haupte des Generals zogen sich immer dichter zusammen, er fürchtete für seine Rettung, denn er vermuthete durch diese Entdeckung neue Aufschlüsse über die Genossen desselben.

Der Kanzlei-Inspector trat ein; ihm folgte Richard Bertram.

— Excellenz, begann der Beamtete, diesen Morgen erschien ein Mann in Ihrer Kanzlei und zeigte an, daß er den Verfasser jenes sträflichen Libell's kenne, das die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich gezogen hat. Da mir das offene, ehrliche Gesicht des Greises, überhaupt seine ganze Erscheinung, Glauben einflößten, und Sie mir die Leitung der Geschäfte während Ihrer Abwesenheit im Ministerrathe übertragen hatten, ließ ich mich auf eine nähere Erörterung der Umstände ein.

Nachdem ich ihm versichert, daß er die versprochene Summe von dreitausend Ducaten erhalten würde, wenn seine Anzeige gegründet sei, und der Beschuldigte zur Rechenschaft gezogen werden könne, nannte er mir den Namen, den Stand und die Wohnung dieses Herrn. In Begleitung eines Polizeioffizianten verfügte ich mich in die bezeichnete Straße, wo er mit seiner Mutter ein kleines Dachstübchen bewohnt. Wir fanden bei ihm das Manuscript des Libell's, ein gedrucktes Exemplar desselben und mehrere Briefe, die darauf Bezug haben. Hier ist alles, Excellenz, prüfen Sie.

Der Minister nahm die Papiere, trat einige Schritte zurück, als ob er sich dem Fenster näher stellen wollte, und durchflog sie hastig mit den Blicken.

— Himmel, flüsterte er erschreckt, als er den letzten der Briefe gesehen, die Hand der Fürstin!

Rasch zog er den Brief, den er diesen Morgen erhalten, aus seiner Tasche hervor und verglich ihn mit dem, den er in dem Packete vorgefunden hatte.

— Ich irrte nicht, sprach er leise, es ist ihre Handschrift! Die Notizen, welche der Verfasser



benutzt, sind von ihr. Ist das alles, was Sie vorgefunden haben? fragte er laut den Kanzlei-Inspector.

— Alles, Excellenz!

Des Grafen Züge wurden ruhiger nach diesen Worten.

— Treten Sie näher! befahl er dem Verhafteten.

Richard leistete Folge.

— Nennen Sie Ihren Namen!

— Richard Bertram.

— Ihr Alter?

— Fünfundzwanzig Jahre.

— Aus welcher Quelle schöpften Sie Ihren Unterhalt?

— Aus derselben Quelle, aus der alle jene Creaturen Gottes schöpfen, die am Morgen in dieser Hauptstadt aufstehen, ohne zu wissen, woher sie für den Tag das nöthige Brot nehmen.

— Er spricht die Wahrheit, sagte der Kanzlei-Inspector. Diese Brut von Schriftstellern, oder Litteraten, wie sie sich nennen, hat das liebe Brot nicht satt, und doch wollen sie die Welt reformiren. Diesen hier — er deutete mit dem

Finger auf Richard — muß ich Ihnen als einen sehr gefährlichen Kopf bezeichnen, denn der Polizei-Officiant sagte mir, daß er ihn kenne. Vorgestern Abend habe er sich in einem Anfalle von Verzweiflung ersäufen wollen; ein Vorübergehender habe ihm aber den schlechten Dienst erzeigt, ihn den Wellen zu entreißen.

Der Graf hatte während dieses Berichts den jungen Mann mit scharfen Blicken gemustert. Es schien ihm aufzufallen, daß sich in Richards Gesichtszügen weder Angst, noch sonst ein Gefühl der Aufregung aussprach. Ruhig, mit dem Anstande eines gebildeten Mannes, stand er da und hörte der Verhandlung zu, als ob sie seine Person gar nicht beträfe.

— Sie kennen die Anklage, die auf Ihnen lastet? sprach der Minister nach einer Pause.

— Ja, war die ruhige Antwort.

— Sie kennen die Absicht, die durch Verbreitung des Libell's erreicht werden sollte?

— Ja.

— Kennen Sie auch die Strafe, die der Verfasser desselben zu erwarten hat?

— Ich kenne sie, und bin bereit zu sterben!

Verwundert schwieg der Graf einige Augenblicke.

— Wie, fragte er dann, Sie bekennen —?

— Excellenz, antwortete Richard mit freier Stirn, man hat bei mir so überführende Beweise gefunden, daß alles Läugnen unnütz sein würde. Und welches Gericht in unserm lieben Vaterlande würde wohl meines Geständnisses erst bedürfen, um mich zu verurtheilen? Vielleicht ein Kriegsgericht, wie man es zu nennen beliebt, das aus Trainknechten, Trommlern und Korporalen zusammengesetzt ist?

— Wenn man von der Schwere einer solchen Anklage betroffen wird, versucht man doch wenigstens eine Vertheidigung.

— Jeder Mensch, Herr Minister, der fähig ist, sich für eine Idee zu opfern, hält die Wahrheit höher, als sein Leben!

— Wann und bei welcher Gelegenheit machten Sie die Bekanntschaft des Generals v. B.?

— Ich erinnere mich nicht, Ihnen gesagt zu haben, daß ich ihn kenne.

— Ich setze es voraus, antwortete der Graf,

dessen Verwunderung den höchsten Grad erreicht hatte.

— Und aus welchem Grunde, wenn mir die Frage vergönnt ist?

— In wessen Interesse haben Sie das Libell geschrieben, wenn nicht in dem seinigen?

— In dem Interesse des Volkes, dessen Rechte der General stets vertreten hat!

Der Minister wandte sich ab, trat zu seinem Büreau und prüfte noch einmal die Papiere, welche man bei Richard vorgefunden hatte. Man sah ihm an, daß er unschlüssig sei, wie er weiter mit dem Angeklagten verfahren sollte.

— Wo ist der Mann, der ihn denuncirt hat? fragte er plötzlich den Kanzlei-Inspector, den Richards Benehmen nicht minder in Verwunderung und Erstaunen gesetzt hatte.

— Er ist im Vorsaale, Excellenz.

— Ich will ihn sehen!

Der Inspektor trat zurück, öffnete die Thür und winkte mit der Hand.

Der greise Kaleb, zitternd am ganzen Körper, trat ein. Vergebens suchte Richard seinen Blicken zu begegnen, um ihn durch Zeichen zur

Standhaftigkeit zu ermahnen, sie hafteten aber wie angewurzelt am Boden.

— Hier ist der Mann, Excellenz! sagte der Kanzlei-Inspector.

Der Graf war wieder mit dem Lesen der Papiere beschäftigt. Nach einiger Zeit hob er den Kopf empor und sah Kaleb an, der sich kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte. Der Anblick des Greises schien einen besondern Eindruck auf den Minister auszuüben, denn es verflossen einige Augenblicke, ehe er Worte finden konnte.

— Dieser Mann wäre der Angeber! rief er endlich und erhob sich von seinem Sessel.

— Kennen ihn Eure Excellenz? fragte der Kanzlei-Inspector.

— Vielleicht!

Der Minister blickte bald Richard, bald den Kassirer an.

— Beharren Sie auf Ihrer Angabe, fragte er betonend und mit scharfen Blicken den Greis, daß Richard Bertram, der hier vor Ihnen steht, der Verfasser jenes Libell's sei?

Kaleb begann heftig zu zittern; seine Lip-

pen bewegten sich, ohne ein Wort hervorzubringen.

— Nun, was haben Sie zu antworten?

— Ja — ja, Excellenz, stammelte Kaleb, ohne emporzublicken.

— So schlagen Sie doch die Augen auf, sagte der Kanzlei-Inspector, und sehen Sie wenigstens den an, den man Ihnen bezeichnet!

Als ob ein unsichtbares Marterwerkzeug den armen Greis mit Gewalt dazu zwänge, blickte er zu Richard empor, um der Aufforderung zu genügen.

— Er ist es! flüsterte er dann.

— Was veranlaßte Sie, fragte der Minister, den Autor des Libell's anzuzeigen? Hegen Sie Haß gegen ihn, oder leitet Sie das Gefühl der Rache?

— Nein, o nein, ich hasse ihn nicht!

— Wie haben Sie sein Geheimniß entdeckt?

Der biedere Alte vermochte nicht zu antworten, denn auf diese Frage war er nicht vorbereitet.

— Nun, fuhr der Graf fort, hat er es Ihnen vielleicht selbst mitgetheilt?

Die Angst hatte den armen Kaleb der Besinnung beraubt, er war keines Wortes mehr mächtig.

— Herr Minister, sprach Richard, indem er rasch neben den Kassirer trat, ich werde es Ihnen sagen. Der alte Mann ist durch Ihre Fragen und durch meine Gegenwart in Verwirrung gerathen — er war auf diese Confrontation nicht vorbereitet. Erlauben Sie mir, daß ich ihm zu Hülfe komme.

— Wie, fragte erstaunt der Minister, Sie wollen ihm zu Hülfe kommen, Sie, den er denuncirt hat?

— O mein Gott! seufzte Kaleb, wandte sich ab und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, denn die Thränen traten ihm in die Augen.

— Lassen Sie mich sprechen, fuhr Richard eifrig fort, der fürchtete, Kaleb würde aussagen, daß er zu der Denunciation beredet sei.

— So kennen Sie sich wohl?

— Ich läugne es nicht, wir kennen uns. Ja, noch mehr: es hat zwischen mir und diesem Manne vorher eine Besprechung stattgefunden. Alt und schwach, wie Sie ihn sehen, ist er der

Ernährer einer zahlreichen Familie, dem die jüngsten traurigen Ereignisse das Letzte geraubt, was ihm die Noth des verflossenen Jahres nicht entrissen hatte. Von Verzweiflung getrieben, kam er zu mir, um eine ziemlich bedeutende Summe, die er mir in glücklichern Zeiten einmal geliehen, und jetzt sein einziges Hülfsmittel ist, zurückzufordern. Ich besaß nicht einen Kreuzer, Excellenz, den ich ihm zahlen konnte, ihm, der einst so viel Vertrauen in meine Redlichkeit, in meine Ehre setzte. Sollte ich als Lohn dafür seinen Ruin herbeiführen und eine brave Familie in Elend und Verzweiflung stürzen? Nein, das konnte ich nicht, ich mußte als Ehrenmann Alles ergreifen, ihn zu retten. Glücklicherweise war eine Gelegenheit vorhanden, meine Schuld zu zahlen — ich bot ihm mein Leben an. Anfangs weigerte er sich, es anzunehmen; als er aber die Klagen seiner Familie hörte, als er sah, daß sie in den nächsten Tagen schon ein Opfer der Schmach und des Mangels werden mußte, siegte der Schmerz über seine Standhaftigkeit, er las noch einmal die Bekanntmachung der Regierung, die an allen Straßenecken der Stadt aushängt,

und — das Uebrige wissen Sie. Jetzt, Herr Minister, können Sie sich das Benehmen meines Denuncianten erklären, eben so auch den Grund, der mich veranlaßte, ihm zu Hülfe zu kommen. Ich lese in seinem Herzen, wie in meinem eigenen, und rufe ihm zu, daß er mit freier Stirn vor Sie und die Welt treten kann, denn er ist kein gemeiner Verräther. Freund, wenden Sie sich nicht ab, kommen Sie zu mir, und umarmen Sie mich, Sie sind ein braver Mann, ein treuer Schützer Ihrer unglücklichen Familie!

Laut weinend warf sich der Greis in die ausgebreiteten Arme des jungen Mannes.

Der Graf war an sein Büreau zurückgetreten.

— Seltsam, sprach er leise vor sich hin. Hier muß ein Geheimniß obwalten — —!

— Wer sind Sie? fragte der Inspector den Kassirer des Herrn Hubertus — Sie haben mir Ihren Stand und Ihren Namen noch nicht genannt.

— Was kümmert Sie der Stand und der Name dieses Mannes? antwortete Richard, Sie haben nicht das Recht, danach zu fragen. Die Proklamation ertheilt die Versicherung, daß der,

der den Verfasser des Libell's zur Anzeige bringt, nicht gehalten sein solle, weder seinen Namen, noch seine Gründe zu nennen, die ihn dazu veranlassen. Sie wissen, daß seine Angaben nicht falsch sind, nun zahlen Sie ihm die ausgesetzte Summe von dreitausend Ducaten, und alles ist geschehen!

Der Offiziant schwieg und richtete fragend seine Blicke auf den Minister, der nachdenkend, die ihm überlieferten Briefe in der Hand, vor dem Büreau saß.

— Herr Richard, flüsterte Kaleb, was haben Sie gethan? O, daß ich so thöricht war, Ihren Worten zu folgen! Sie haben sich unglücklich gemacht, ohne uns zu retten.

— Schweigen Sie, Kaleb, entgegnete leise der Dichter; fassen Sie Muth und gedenken Sie Ihres kranken Herrn und meines gefangenen Bruders! —

Als das Schweigen noch fortdauerte, trat Richard dem Minister einen Schritt näher.

— Excellenz, sprach er fest und entschlossen, Sie halten den Mann, den Sie suchten, in Ihrer Gewalt. Ich fordere Sie im Namen des Rechts

und der Billigkeit auf, die Schuld der Regierung und die meinige zu tilgen!

— Junger Mann, fuhr der Graf empor und richtete einen forschenden Blick auf Richard, bedenken Sie, was Sie thun!

— Es ist bedacht! antwortete er und seine furchtlosen Blicke begegneten denen des Ministers.

— Sie fordern Ihren Tod!

— Ich fordere ihn, weil ich ihn schulde!

— Oder zählen sie auf die Gnade des Monarchen?

— Ich habe nie daran geglaubt! Ich zähle nur auf die Strenge der Gesetze und auf die Gerechtigkeit!

— Der Verfasser des Libell's ist ein Hochverräther!

— Excellenz, nennen Sie ihn, wie Sie wollen; aber erfüllen Sie das Versprechen der Regierung.

— Sie bekennen also selbst, daß Sie den Umsturz des Thrones beabsichtigten?

— Ich bekenne, daß ich der Verfasser des Libell's bin, auf dessen Entdeckung man einen Preis von dreitausend Ducaten gesetzt hat.

— Wohlan, rief der Graf dem Kanzlei-Inspector zu, indem er auf Kaleb deutete, lassen Sie diesem Manne die Summe von dreitausend Ducaten auszahlen, dann sei er frei!

— Herr Richard! flüsterte der Greis, indem er die Hände des Dichters ergriff und sie mit Küssen und Thränen bedeckte.

— Gehen Sie, mein alter Freund, verlieren Sie die Fassung nicht. Ihr Herr, mein Bruder und Anna sind nun gerettet. Gehen Sie, doch vergessen Sie meine arme Mutter nicht, dies ist alles, was ich von Ihnen fordere. Fort!

— Sie bleiben! befahl der Graf, auf Richard deutend; Sie verlassen nur dieses Zimmer, um bis morgen früh das Gefängniß und dann den Richtplatz zu betreten. Noch heute wird ein Kriegsgericht Ihr Urtheil sprechen.

Kaleb hielt Richard mit beiden Armen fest umschlungen, es schien, als ob die Worte des Ministers ihn aller Besinnung beraubt hätten, er hörte die Mahnung, sich zu entfernen, nicht mehr.

— Nehmen Sie den alten Mann mit sich, befahl der Minister noch einmal; zahlen Sie ihm

seine dreitausend Ducaten und gestatten Sie ihm ferner keinen Zutritt!

Richard entwand sich mit Gewalt den Armen des Greises und leitete ihn zur Thür, indem er ihm zuflüsterte: „vergessen Sie meine Mutter nicht!“

An der Schwelle verließ den armen Kaleb die letzte Kraft, er sank wie bewußtlos zu Boden.

Theilnehmend blickte der Graf auf die Gruppe. Doch plötzlich rief er in einem strengen Tone:

— Meine Diener sollen kommen und den Mann entfernen! Rufen Sie meine Diener, daß sie mir den Denuncianten aus den Augen schaffen!

— Nein, nein, schrie Kaleb und hob zitternd seine Hände empor, ich bin kein Denunciant, ich will das verfluchte Geld, ich will den Judaslohn nicht! Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht ein Stück davon für mich behalten hätte! Aber auch berühren will ich das Sündengeld nicht, es soll nicht einmal durch meine Hände gehen, denn es brennt wie höllisches Feuer! Ach, Herr Richard, verzeihen Sie mir, daß ich mein Versprechen nicht halte — aber ich kann es nicht, es übersteigt meine Kraft — eine Lüge bleibt stets

eine Sünde, selbst wenn sie einen braven Mann vom Untergange rettet!

— Kaleb! rief Richard, was beginnen Sie?

— Herr Minister, fuhr der Kassirer fort, ohne auf die Worte des jungen Mannes zu hören, ich muß Ihnen die Wahrheit bekennen — und was ich Ihnen jetzt sage, ist die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe! Ich bin der Kassirer des Herrn Hubertus — ein betrügerischer Banquier hat den Ruin meines Herrn herbeigeführt, der krank darniederliegt — übermorgen müssen die Arbeiter der Fabrik bezahlt werden — und in einigen Tagen ein Wechsel, auf dessen Grund Herr Franz bereits im Schuldgefängnisse schmachtet, weil man angegeben hat, er wolle entfliehen — alle Freunde meines Herrn haben sich zurückgezogen, keiner will helfen — uns bleibt nichts als der Banquerot — wir müssen falliren, und falliren ist ärger, als Tod! — Ich weiß nicht mehr, was mir Herr Richard, der Bruder meines jungen Herrn, alles gesagt hat — nur so viel weiß ich, daß seine Worte meinen alten Kopf verwirrt haben, daß ich gekommen bin, ihn eines schweren Verbrechens anzuklagen. Doch glauben Sie es nicht, er ist

unschuldig — ich habe gelogen — er hat sich nur anklagen lassen, um Herrn Hubertus und seinen Bruder vom Untergange zu retten — er hat sein Leben zum Opfer bringen wollen, wie ich meine Ehre!

— Glauben Sie ihm nicht, Excellenz, der alte Mann ist von Sinnen, er weiß nicht, was er redet!

— Wie, fragte Kaleb schmerzlich lächelnd, ich sei von Sinnen? Herr Richard!

— Sehen Sie denn nicht, meine Herren, daß ihm das Unglück den Kopf verwirrt hat?

— Dem Himmel sei Dank, noch weiß ich, was ich thue!

— So hat Ihnen die Angst um mein Leben diese Lüge eingegeben!

Der Greis trat rasch dem Minister zur Seite und flüsterte ihm zu:

— Excellenz, ich habe Sie wiedererkannt. Wir sprachen uns vor dem Hause meines Herrn. Sie wissen, daß ich ein treuer Diener bin, und zweifeln nicht an der Wahrheit meiner Worte.

— Wenn nun dieser Mann der Verfasser des Libell's nicht ist, sagte der Kanzlei-Inspector, wie

gelangte er in den Besitz des Manuscripts und der hierauf sich beziehenden Briefe, die ich bei ihm vorgefunden habe?

— Das gebe ich Ihnen zu bedenken, sprach eifrig der junge Mann! Die Erklärung dieses Greises kann die meinige nicht umstoßen und ändert nichts in meiner Angelegenheit.

Der Graf hatte bis jetzt geschwiegen. Als ob er einen entscheidenden Entschluß gefaßt, wandte er sich plötzlich an Richard mit den Worten:

— Sie verharren also auf der Behauptung, daß Sie der Verfasser jener Schmähschrift sind?

— Ja, Excellenz!

— Gut. Ziehen Sie sich zurück mit dem alten Manne, Herr Inspector, die Gerechtigkeit erfordert, daß ich den Angeklagten allein vernehme.

— Den Angeklagten? rief Kaleb. Er ist es nicht mehr, die Anklage ist zurückgenommen!

— Kommen Sie, sagte der Inspector, Sie werden bald erfahren, wofür Sie ihn zu halten haben.

— Aber Excellenz —!

— Gehen Sie, alter Freund, diese Unterredung kann die Lage des Dichters nicht verschlim-

mern. Sie sind frei, und bald werden Sie auch ihn wiedersehen!

— Der Himmel gebe es! seufzte Kaleb und verließ mit dem Kanzlei-Inspector das Zimmer.

10.

Sobald sich die beiden Männer entfernt hatten, trat der Graf vor Richard. Dieser blickte erstaunt den Premierminister an, denn er las in den Zügen desselben, daß seine Stellung ihm gegenüber nicht mehr dieselbe sei.

— Wir sind jetzt allein, Herr Richard Bertram, sprach er in einem milden Tone, wir können ohne Rückhalt reden. Glauben Sie, ich habe Sie nicht durchschaut?

— Excellenz — —!

— Sie sind der Verfasser des Libell's nicht!

Richard erröthete, das Bewußtsein, als ein ertappter Lügner zu erscheinen, trieb ihm das Blut in die Wangen.

— Wenn ich nicht andere Gründe hätte, an Ihrer Autorschaft zu zweifeln, würde mich Ihre Verlegenheit in diesem Augenblicke dazu veranlassen.

— Excellenz, sagte Richard verlegen, wen halten Sie für den Verfasser, wenn nicht mich?

— Ohne Ihrem Talente zu nahe zu treten, will ich es Ihnen sagen. Der Verfasser ist einer der größten Dichter unserer Zeit. Das Libell ist nicht das Produkt einer jungen Feder!

— So kennen Sie ihn?

— Ich kenne ihn, aber er kennt mich nicht.

— Herr Graf, sagte Richard in einem schmerzlichen Ausdrucke, Sie gestehen, daß das Libell das Werk eines ungewöhnlichen Mannes ist, eines Mannes, den die Vorsehung auf eine unerreichbare geistige Höhe gestellt — Sie kennen ihn, und doch lassen Sie ihn im Elende umkommen!

— Mein junger Freund, ihn seinem Elende entreißen, hieße sein Haupt auf den Block legen.

— Sein Haupt, das die Diplomaten fürchten! Freilich ist es dann, von seinem Rumpfe getrennt, da, wohin es gehört. Ich fange an stolz zu werden, seit Ihr Kanzlei-Inspector meinen Kopf als gefährlich bezeichnet hat. O mein Gott, wenn das Wohl der Völker nur in Finsterniß gedeihen soll, ist jeder lichte Punkt ein Verbrechen an der Menschheit! Ich glaube, man brächte den

Schöpfer selbst auf das Schaffot, wenn man seiner habhaft werden könnte, daß er es wagt, mitunter einen Stern zu schaffen, der Licht in die volksbeglückende Finsterniß gießt!

— Rechten Sie nicht mit dem Schicksal, es ist gerecht und stellt einen jeden an seinen Platz.

— Armer Wilibald, dann ist Dein Tod nicht zu beklagen!

— Wie, er ist todt? — fragte überrascht der Minister.

— Er ist todt!

— Seit wann?

— Seit gestern.

Der Graf unterdrückte eine freudige Bewegung.

— Wie sind die Papiere in Ihre Hände gelangt, die bis jetzt nur in dem Besitze des Verstorbenen gewesen sein können?

— Ich war sein Freund und Pfleger in seiner Krankheit. Als er fühlte, daß der Tod seinen Arm nach ihm ausstreckte, entdeckte er meiner Mutter das Geheimniß. Mit der auf diese Entdeckung ausgesetzten Summe wollte er uns bezahlen, sie sollte seine Erbschaft sein.

— Sie spielen eine sonderbare Rolle, junger

Mann! Kennen Sie auch die ganze Größe der Gefahr, der Sie sich aussetzen?

— Ich kenne sie; aber eben darum, weil ich sie kenne, spiele ich diese Rolle. Ich will offen gegen Sie sein, Excellenz, vielleicht verzeihen Sie mir dann die Anmaßung, mich mit dem Dichterruhme eines Andern zu schmücken. Mein Leben ist den Meinen unnütz, und mir selbst verhaßt, unerträglich. Ich war glücklich, sehr glücklich, daß ich diese Bürde abwerfen und zugleich meinen Bruder damit retten konnte. Dieser Gedanke erhob mich und gab mir in meinen Augen einigen Werth. Dreitausend Ducaten für meine Existenz! Noch vorgestern wollte ich sie für nichts hingeben. Armer Bruder, selbst mit meinem Leben kann ich Dich nun nicht retten, es ist für andere werthlos, wie ich es selbst verachte!

— Herr Bertram, sagte der Minister und ergriff seine Hand, Ihre aufopfernde Liebe rührt mich, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Sie für einen Mann von hohem Muthe halte. Sie setzen Ihr Leben auf das Spiel, um Ihren Bruder von einem Fallissement zu retten; würden Sie es hinzugeben bereit sein, wenn

es sich für einen weit größern Lohn um eine gerechte, nationale Sache handelt?

— Ich verstehe Sie nicht, Excellenz — —!

Der Graf trat zu seinem Büreau und holte aus einem Kästchen desselben ein Portefeuille hervor.

— Dieses Portefeuille, sprach er, enthält eine dreimal größere Summe, als die, welche Ihre Familie zu zahlen hat. Sie können in den Besitz desselben gelangen!

— Herr Graf, rief Richard entrüstet, glauben Sie, daß ich fähig bin, ein Verbrechen zu begehen?

— Nein, mein Freund; ich glaube nur, daß der, der als Verfasser jenes Libell's den Tod erleiden wollte, auch den Muth besitzt, unter dem Namen und der Kleidung des Generals von B.. seine Brust den Kugeln darzubieten!

— Wie, Excellenz, Sie sind ein Anhänger des Generals? Sie verdammen den wackern Patrioten nicht?

— Ich habe mehr als einen Grund, den General vom Tode zu retten, und daß ich ihn rette, habe ich mir geschworen! Ein Kriegsgericht hat ihn zum Tode verurtheilt.

— Also doch hat man es gewagt!

— Man wird noch mehr wagen, wenn die Männer vernichtet sind, welche man fürchtet. Und darum darf der General nicht sterben! Nicht die Sicherheit des Thrones, der ihm heilig ist, fordert seinen Tod, sondern jene giftige, neidgeschwollene Partei, welche jeden wackern Mann von Einfluß und Ansehen zu verderben sucht. Mit dem General ist das gute Princip in unserm Vaterlande vernichtet, Bosheit und List finden keinen kräftigen Widerstand mehr und das arme Volk fällt in die Knechtschaft zurück, der es sich kaum entrissen hat. Der Kampf unserer Tage ist kein Kampf gegen die Fürsten — er ist nur ein Zwiespalt der Stände, eine Befehdung angemaßter Rechte und Vortheile, auf die jeder Mensch dieselben Ansprüche hat, wenn er sie verdient. Die bevorzugte Kaste wird natürlich die bisher bestandenen Verhältnisse zu wahren suchen, denn ihr Vortheil erfordert es; sie wird aber auch ihren Kampf sofort einstellen, wenn ihr Interesse nicht mehr von dem des Thrones abhängig ist. Ich habe stets mit Entsetzen wahrgenommen, wie nur das Geld die Menschen leitet, und glauben Sie mir, von allen, die jetzt

mit Feuer und Schwerdt die Städte und Länder verwüsten, von allen, die mit Arm und Zunge für die Krone fechten, ist nicht einer, dessen Handlungen die Liebe zu seinem Monarchen leitet, jeder ficht für sich selbst und scheuet sogar einen Mord nicht, seine Habsucht zu befriedigen. Ein Heer bezahlter Söldner bildet die Schutzwache unseres Monarchen, der General wollte die Liebe des Volkes dazu machen und man verurtheilte ihn zum Tode, ihn, der allein der Würdigste ist, neben dem Vater des Landes zu stehen. Und darum habe ich geschworen, ihn zu retten!

Richard hatte erstaunt den Minister angehört. Als ob man ihm ein Mährchen erzählt, stand der junge Mann da und sah mit großen, ungläubigen Augen den Grafen an. Dieser fuhr fort:

— Heute Abend wird man es versuchen, den General aus dem Staatsgefängnisse entfliehen zu lassen; ich zweifle indeß, daß die Flucht gelingen wird, da sie mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

— Mit Schwierigkeiten, fragte Richard, wenn Sie die Flucht unterstützen?

— Der Mann, dessen Händen der Monarch

die unbeschränkte Gewalt übertragen hat, will seinen Tod, und mehr als ein Verrätherauge umspäht mein Haus und das Staatsgefängniß, um meine Schritte und die Person des Gefangenen zu überwachen. Trotz allen getroffenen Anstalten ist es dennoch möglich, daß der Plan mißlingt, und dann muß der General sterben, wenn wir nicht einen treuen, entschlossenen Mann finden, der sich in der Morgendämmerung in der Kleidung und unter dem Namen desselben auf den Richtplatz führen läßt und schweigend statt seiner den Tod erleidet. Den Henkern ist es gleich, wen sie aus dem Gefängnisse abholen, wenn sie nur eine Person empfangen, an der das Urtheil des Kriegsgerichts vollzogen werden kann. Wollen Sie sich auf das gewagte Spiel einlassen? Vielleicht ist der Tod Ihr Gewinn; aber gelingt die Flucht des Generals, wird ein bedeutendes Vermögen Ihr Lohn sein!

— Herr Graf, antwortete Richard, ohne sich zu bedenken, der General ist ein wackerer Patriot, ein Volksmann, dessen Leben der Welt noch herrliche Früchte tragen kann — ich bin bereit, mein

werthloses Leben zu opfern, um das seinige zu erhalten!

— Ihre Hand, mein Freund, rief der Minister.

— Hier ist sie! Mit diesem Handschlage schwöre ich — —

— Halt, junger Held, es bedarf Ihres Eides nicht. Ich habe Sie kennen gelernt, mir genügt Ihr Wort! Nehmen Sie dieses Portefeuille und retten Sie Ihre Familie.

— Ja, sagte der junge Mann, indem er zitternd das Portefeuille nahm, ich werde meine Familie retten! Anna, setzte er flüsternd hinzu, auch Du wirst gerettet sein!

— Die Vollziehung des kriegsgerichtlichen Urtheils werde ich auf übermorgen früh ansetzen, sprach der Graf. Morgen Abend acht Uhr erwarte ich Sie in diesem Cabinet. Ist der General glücklich entkommen, entbinde ich Sie Ihres Versprechens und Sie sind frei, den Lohn Ihres Muthes zu genießen; sollte uns aber das Glück nicht hold gewesen sein — —

— Dann bin ich der Ihrige! rief der Dichter

und bekräftigte abermals seine Worte durch einen Handschlag.

— Auf Wiedersehen morgen Abend acht Uhr!

— Wie auch die Würfel fallen, Herr Graf, Sie sehen mich wieder!

Mit den letzten Worten hatte Richard das Cabinet verlassen. Als er Kaleb in dem Vorsaale des Minister-Hotels nicht mehr antraf, eilte er dem Hause des Herrn Hubertus zu. Schon nach kurzer Zeit stand er auf der Hausflur desselben und fragte dieselbe Magd, der er den Brief an Richard zur Besorgung übergeben, nach dem Kassirer Kaleb.

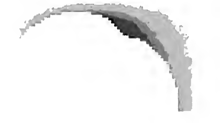
— Er ist so eben von einem Geschäftsgange zurückgekehrt, antwortete sie, Sie können ihn sprechen.

— Befindet er sich in dem Comptoir?

— Nein, er ist in seinem Zimmer, das Comptoir ist geschlossen.

— So führen Sie mich zu ihm!

Die Magd sah den von dem raschen Gehen aufgeregten Richard furchtsam an, denn sie hatte ihn wiedererkannt und erinnerte sich seiner seltsamen Flucht aus dem Hause.



— Nun, fragte er ungeduldig, kann ich den Kassirer sprechen?

— Würden Sie nicht wiederkommen, wenn das Comptoir geöffnet ist? Ich weiß nicht, ob —

— Führen Sie mich zu ihm, sagte dringend der junge Mann, ich muß ihn in diesem Augenblicke sprechen. Fast zitternd stieg die Magd die Treppe hinan, denn die Aufregung Richards, der ihr auf dem Fuße folgte, kam ihr verdächtig vor.

In dem Augenblicke, als beide den Corridor des ersten Stocks erreicht hatten, öffnete sich die Thür von Herrn Hubertus Zimmer und Anna trat heraus. Sie schien Richard, der die Kleidung seines Bruders trug, nicht zu erkennen, denn langsam schritt sie in kurzer Entfernung an ihm vorüber, grüßte, ohne die Blicke aufzuschlagen, und verschwand durch die Thür ihres Zimmers.

— O mein Gott, seufzte der Dichter, indem er unwillkührlich stehen blieb und nach der geschlossenen Thür blickte, wie bleich sie ist! Der Kummer hat die Rosen ihrer Wangen verscheucht, der Kummer um ihren Vater und — um den Mann ihrer Liebe. Ich bringe Glück in dieses Haus zurück, fügte er schmerzlich hinzu, indem er

die Hand auf das Portefeuille in seiner Brusttasche legte, und doch bin ich der Unglücklichste von Allen, denn selbst die Schätze des Crösus können mir den Frieden meines Herzens nicht zurückgeben!

Traurig stieg er die zweite Treppe hinan. Der Anblick Anna's hatte seinen Enschluß, zu dem Minister um die bestimmte Zeit zurückzukehren, nur noch fester gestellt, ohne den Besitz des jungen Mädchens schien ihm das Leben eine Qual zu sein, ihm fehlte der Muth, sie zu ertragen.

— Hier ist das Zimmer des Herrn Kassirers, sprach die Magd und deutete auf eine Thür.

Richard öffnete und trat ein.

— Herr Richard! rief Kaleb freudig überrascht, eilte dem jungen Manne entgegen und schloß ihn in seine Arme. Dem Himmel sei Dank, daß Sie Ihrer Haft entlassen sind; ich hoffte nicht, Sie so bald wiederzusehen! Ach, der Gedanke, Sie in's Unglück gestürzt zu haben, machte mich recht traurig! Als ich das Haus des Ministers verließ, war mir wie dem Verbrecher zu Muthe, der noch einmal nach dem Orte seines Frevels zurückblickt. Nein, ich möchte kein Ver-

räther sein und wenn eine Million mein Lohn wäre!

— Beruhigen Sie sich, lieber Freund, Sie hätten keine Sünde auf Ihr Haupt geladen, wenn Ihre Anzeige Glauben gefunden; Sie thaten ja nur, was ich von Ihnen forderte.

— Ach, ich weiß nicht mehr, was ich thue; seitdem Ihr Bruder verhaftet ist, vermag ich nicht mehr zusammenhängend zu denken, mir ist, als ob ich kein Gedächtniß mehr hätte. Bedenken Sie einmal, welche Vorwürfe mir Herr Franz machen wird, wenn er mein Unternehmen erfährt! Ich stehe als ein Lügner vor ihm, der auf unredliche Weise Geld erwerben will. Wie kann er mir später noch eine Kasse anvertrauen? Glücklicherweise bleibt meine Lüge ohne Folgen — nicht wahr, Herr Richard, Sie werden Ihrem Bruder nichts entdecken? Gott hat mir noch zu rechter Zeit den Gedanken eingegeben, die Wahrheit zu bekennen, Sie sind frei und haben nichts mehr zu befürchten!

— Ja, alter Kaleb, antwortete Richard düster, Sie haben recht, meine Zukunft macht mir keine Sorgen mehr!

— Mein Gott, sagte erschreckt der Greis und sah dem jungen Manne in das Gesicht, in welchem Tone sagen Sie mir das, und wie sind Sie bleich!

— Es ist nichts, nichts! Die Sorge um meinen Bruder hatte mir ein leichtes Unwohlsein zugezogen — und dann die Aufregung von diesem Morgen — es ist bereits vorüber.

— Auch ich fühle mich leichter, seit ich Sie nicht mehr in den Händen des Ministers weiß, entgegnete Kaleb; ich begrüße Ihr Erscheinen als das froheste Ereigniß meines Lebens!

— Sie nennen meine Freiheit ein frohes Ereigniß! In dem Zustande, worin sich die Angelegenheiten des Herrn Hubertus und meines Bruders befinden, kann Sie mein Leben oder mein Tod wenig interessiren!

— Herr Richard! rief der Greis im Tone des Vorwurfs. Sollte mich meine Nachgiebigkeit auch in Ihren Augen schon herabgesetzt haben? Sehen Sie, fügte er schmerzlich bewegt hinzu, indem er auf einen geöffneten Secretair deutete, dort suche ich alles zusammen, was ich mir in vielen Jahren erspart habe, um morgen wenigstens einen Theil

des Arbeiterlohnes zahlen zu können. Lieber will ich in meinem hohen Alter darben und den letzten Heller hingeben, ehe ich mich als Denunciant in den Besitz einer großen Summe setze und mich der Verachtung eines einzigen Menschen preisgebe.

— Wackerer Greis, sagte Richard, es war nicht meine Absicht, Sie zu kränken! Wer ein solches Opfer bringen kann, ist die treueste Seele von der Welt!

— Leider reicht es aber nicht hin, meinen guten Herrn zu retten. Ach, daß ich selbst so arm bin! —

Kaleb trat an den Secretair und holte ein kleines Packet Banknoten aus einem Kasten desselben hervor.

— Ich will sie wechseln, sprach er, und berechnen, wie viel ich morgen einem jeden Arbeiter davon zahlen kann. Ach, wäre die Summe doch hinreichend, Ihren armen Bruder aus dem Schuldgefängnisse zu befreien!

— Kaleb, rief der junge Mann gerührt von der Treue des greisen Dieners, behalten Sie Ihr Geld, wer weiß, ob es Sie in Ihrem Alter, wenn Sie nichts mehr verdienen können, nicht noch vor

Mangel und Elend schützen muß. Schließen Sie ihn wieder ein, den sauer erworbenen Lohn!

Der Kassirer, die Banknoten in der Hand, blickte erstaunt den jungen Mann an.

— Aber wovon soll ich die Arbeiter bezahlen? fragte er. Bedenken Sie einmal, die armen Leute haben Weib und Kind zu ernähren, und der fällige Lohn ist alles, was ihnen dazu bleibt. Oder soll ich zugeben, daß die Rohesten unter ihnen meinen kranken Herrn bestürmen und Schmach und Schande über ihn verhängen? Nein, das gebe ich nicht zu, lieber will ich darben!

— Weder das Eine noch das Andere wird eintreten, rief Richard. Hier nehmen Sie, bezahlen Sie heute noch den Wechsel und morgen den Lohn an die Arbeiter!

Mit diesen Worten holte Richard das Portefeuille aus der Brusttasche seines Rockes, öffnete, nahm mehrere Banknoten heraus und reichte sie dem alten Kaleb.

— Himmel, rief dieser, indem er die Papiere betrachtete, zehn Bankbillets und jedes zu zweitausend Gulden! Herr Richard, diese Summe — ich weiß nicht, ob ich sie nehmen darf!

— Nehmen Sie das Geld, lieber Kaleb, es ist kein Judaslohn. Beeilen Sie sich, meinen Bruder Franz in Freiheit zu setzen, ehe das Gerücht von seiner Verhaftung sich verbreitet und den Credit Ihrer Firma erschüttert.

— Ach, Herr Richard, ich halte zwar die Summe in meiner Hand, welche nöthig ist, das Geschäft des Herrn Hubertus vom Ruin zu retten — ich weiß, was das bedeutet; aber ich kann mich dieses Glückes nicht erfreuen, wenn Sie mir nicht sagen, wie Sie das Geld erhalten haben.

— Kaleb, glauben Sie, daß ich es mit meiner Ehre erkauft habe?

— O nein, das glaube ich nicht; aber sollte Ihre Freiheit nicht nur eine Verlockung sein, mich zur Annahme des Geldes zu bewegen?

— Nehmen Sie, alter Freund!

— Ach, sagen Sie mir, sind Sie völlig frei, oder haftet noch die Last der Anklage auf Ihnen, die ich fälschlich gegen Sie erhoben? Ist dieses Geld der Preis für den Verräther?

— Haben Sie Ihren Verstand verloren? entgegnete der junge Mann. Wie kann ich frei sein,

wenn das Verbrechen des Hochverrathes auf mir lastet?

— Was soll ich Ihrem Bruder und dem Herrn Hubertus sagen, wie ich zu dem Gelde gekommen bin?

— Sagen Sie ihnen, der Minister habe Ihnen das Geld gegeben, er schätze sich glücklich, einen guten Bürger und wackern Kaufmann unterstützen zu können.

— Ist es möglich! der Minister leihet uns dieses Geld?

— Ja, der Minister!

— Aber wann müssen wir es zurückzahlen, und unter welchen Bedingungen?

— Sobald Ihre Kasse die Rückzahlung gestattet.

Kaleb sah nachdenkend auf die Banknoten, als ob er Richard's Worten nicht recht traute.

— Nun, rief der Dichter, Ihnen scheint das Ereigniß, das die Ehre Ihres Herrn rettet und das Glück meines Bruders sichert, wenig Freude zu machen. Gehen Sie und bezahlen Sie den Wechsel, damit Franz dem Geschäfte zurückgegeben wird. Seit drei Tagen sitzt er im Schuld-

gefängnisse und niemand kümmert sich um ihn — was soll er von uns denken?

— Also darf ich Ihren Worten glauben?

— Kaleb, Sie machen mich böse!

— Gut, Herr Richard, ich gehe; aber Sie müssen mir erlauben, daß ich Ihrem Bruder und dem Herrn Hubertus Sie als unsern Retter bezeichne.

— Der Minister sendet das Geld!

— Und Sie haben ihn dazu veranlaßt.

— O so gehen Sie doch, alter Schwätzer!

Der Kassirer verschloß seine Banknoten wieder in den Secretair, nachdem er sie noch einmal freudig angeblickt, steckte die, welche er von Richard erhalten, zu sich und ergriff Hut und Stock. Schon im Begriffe das Zimmer zu verlassen, blieb er plötzlich noch einmal stehen und fragte:

— Herr Richard, zu wie viel pro Cent hat uns der Herr Minister das Geld geliehen?

— O mein Gott, sagte Richard ungeduldig, der Minister ist kein Wucherer. Diesen Punkt wird Franz mit ihm ordnen.

— Gut, sprach Kaleb, den die plötzliche Wen=



dung der Dinge fast den Kopf verrückt hatte, gut, so will ich gehen.

— Es wird auch Zeit, wenn Franz heute noch das Schuldgefängniß verlassen soll.

— Ach, wie wird sich Herr Hubertus und Anna freuen, wenn mein junger Herr in das Zimmer tritt und den bezahlten Wechsel überreicht — Herr Richard, ich möchte jetzt an Ihrer Stelle sein, denn Ihnen allein verdanken wir alle unsere Rettung! Kommen Sie, kommen Sie, damit die Freude ihren Einzug halte in unser Haus!

— Welch ein mächtiger Gott ist das Gold! dachte Richard. Man opfert ihm Menschenglück und Menschenleben, es stürzt und erhebt, es ist die einzige Macht, welche in dieser Welt Wunder bewirkt!

Die beiden Männer verließen das Zimmer und das Haus.

Als sie auf dem Platze vor dem Hause waren, reichte Richard dem Kassirer die Hand.

— Wollen Sie mich nicht begleiten? fragte Kaleb, und man sah ihm an, daß neue Zweifel ihn beängstigten.

— Während Sie für Ihren Herrn sorgen,

gehe ich zu meiner Mutter, um sie über ihre Zukunft zu beruhigen.

— Sie haben recht. Wann sehen wir uns wieder?

— Morgen, wenn Kummer und Sorgen verbannt sind.

— Was soll ich Ihrem Bruder sagen?

— Sagen Sie ihm, daß unsere Mutter seiner Sorge bedürfe.

— Morgen bezieht sie unser Haus, dafür trage ich Sorge! Und Sie?

— Ich sorge, daß das Glück meines Bruders vollständig werde!

— Recht so! Sie arbeiten mit uns in unserm Comptoir und hängen die Dichtkunst, bei der doch nicht viel herauskommt, an den Nagel. Ach, wer hätte wohl gedacht, daß wir noch so glücklich werden würden! Der Minister ist wirklich ein guter Mann. Ich glaube, es giebt nicht viel solcher Minister. Aber er soll sein Geld mit guten Zinsen zurückerhalten, sobald die ersten Zahlungen eingehen. Bei uns steht es sicher, Herr Richard, denn unsere Fabrik ernährt ihren Mann, wenn die verdammte Revolution nicht alle Geschäfte in

Stockung bringt. Ja, das sagen Sie nur dem Minister, er habe sein Geld nicht zum Fenster hinausgeworfen, es sei ganz sicher angelegt!

— Das wußte er, antwortete Richard mit einem schmerzlichen Lächeln, und sein Vertrauen soll nicht getäuscht werden!

— Nein, wahrhaftig nicht! Herr Hubertus hat noch keinen Menschen getäuscht!

— So leben Sie wohl, Kaleb!

— Auf freudiges Wiedersehen, Herr Richard!

Sie schieden.

Als der junge Mann die Mitte des Platzes erreicht hatte, blieb er noch einmal stehen und blickte nach dem Hause hinüber, in welchem Anna wohnte.

— Ich habe sie glücklich gemacht, sagte er leise; sie liebt mich nicht, aber sie wird meiner mit Dankbarkeit gedenken und dem unglücklichen Dichter vielleicht eine Thräne nachweinen.

Dann raffte er sich empor und verschwand in der Straße, welche der Vorstadt zuführte, in der seine arme Mutter wohnte.

11.

Der Abend brach an. Ein kalter Wind trieb Regen und Schneeflocken durch die Straßen der Hauptstadt, deren reges Treiben mit der zunehmenden Finsterniß sich stets vermindert hatte und fast völlig verschwunden war, als die Glocken von den Thürmen herab die sechste Stunde anzeigten. An den Seiten der Häuser sah man nur wenig Fußgänger wie schwarze Gestalten flüchtig dahinschweben und von Zeit zu Zeit mischte sich das Gerassel eines Wagens mit dem Schnauben des immer stärker werdenden Herbststurmes. Die Gewölbe der Kaufleute und die Fensterläden in den Erdgeschossen waren geschlossen und nur hie und da sah man in den obern Stockwerken erleuchtete Fenster, denn ein großer Theil der Einwohner, namentlich der reichern Klasse, hatte vor dem Ausbruche des Kampfes die Stadt verlassen und sich auf das Land geflüchtet, um den Schrecken einer Revolution zu entgehen. Wenig der Flüchtigen waren erst zurückgekehrt, die Häuser standen größtentheils leer oder waren nur von solchen bewohnt, die eine Reise nicht möglich machen konnten. Ein

böser Geist, der alles Leben mit einem Bahrtuche überzogen, schien über der alten Cäsarenstadt zu schweben und der Sturm wie sein grimmer Hauch die Wohnungen der ängstlich verborgenen Menschen zu erschüttern.

An dem Eingange des Minister-Hotels verbreiteten zwei große Laternen einen weiten Lichtkreis und beschienen die beiden vom Regen schwarz gewordenen Schilderhäuser, in die sich die Wachtposten vor dem Unwetter zurückgezogen hatten. Ein Flügel der großen Thür war geschlossen.

Nur aus zwei Fenstern dieses prachtvollen Gebäudes blinkte durch herabgelassene Vorhänge ein mattes Licht, die Flügel desselben lagen im Dunkeln. Der Lichtschein kam aus dem Cabinet des Ministers, der mit seinem Secretair noch arbeitete. Die Büreaux, deren Fenster nach einem weiten Hofe hinausgingen, waren bereits geschlossen.

Wir führen den Leser in das Cabinet des Ministers.

Der Graf, die rechte Hand in der Brustöffnung der weißen Weste tragend, schritt auf dem weichen Teppich, der den Boden bedeckte, auf und ab und dictirte dem Secretair Montoni, der ne-

ben dem Büreau seines Chefs schreibend an einem Tische saß.

— Lesen Sie! sagte der Minister und blieb in der Mitte des Zimmers stehen.

Montoni legte die Feder nieder und las:

„Auf den Grund des einstimmigen Beschlusses „des heute abgehaltenen Ministerrathes, nach wel„chem das Urtheil des Kriegsgerichts über den des „Hochverrathes und der Rebellion angeklagten Ge„neral von B.. dergestalt gemildert wird, daß er „nicht den Tod durch den Strang, sondern durch „Pulver und Blei erleiden soll, gebe ich dem Ge„neral-Commando hiesiger Hauptstadt auf, über„morgen früh sieben Uhr den Deliquenten, Ex„General von B.., aus dem Staatsgefängnisse „abholen und die Execution an dem dazu bestimm„ten Orte vollziehen zu lassen. Den morgenden „Tag hat der Verurtheilte zur Feststellung seines „letzten Willens zu benutzen und sind die hierauf „bezüglichen Papiere aus dem Kerker in meine „Kanzlei abzuliefern.“

Montoni schwieg. Der Minister setzte sich an sein Büreau.

— Geben Sie! sagte er und ergriff die Feder.

Gebückt erhob sich der Secretair von seinem Platze und legte das Papier mit unterwürfiger Höflichkeit dem Grafen zur Unterschrift vor.

Dieser überlas die Zeilen noch einmal, dann unterzeichnete er.

Montoni nahm das Papier zurück.

— Schließen Sie! sagte der Minister, indem er aufstand.

— Und diesen Befehl —? wisperte der Secretair.

Uebergeben Sie dem wachthabenden Kanzelisten mit der Weisung, ihn morgen in aller Frühe zu expediren.

Montoni verbeugte sich mit grinsendem Lächeln, ergriff das Licht von seinem Tische und verließ auf den Fußspitzen schleichend das Cabinet.

Wohl eine Viertelstunde hatte der Graf sinnend sein Zimmer durchschritten, als er plötzlich die Glocke zog.

Nach einem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Diener trat ein.

— Excellenz —?

— Wo ist Dein Gast, Karl? fragte der Minister.

— Er trägt die Livree des Herrn Grafen und befindet sich in meinem Zimmer.

— Wo sind die Kleider, in denen er ankam?

— Ich halte sie in meiner Kammer versteckt.

— Gut. Binde sie sorgfältig in ein Packet zusammen und halte sie zum Abholen bereit.

— Soll geschehen, Excellenz!

— Karl, sprach der Graf in einem ersten Tone, schon dein Vater diente meiner Familie, er war ihr treu bis zu seinem letzten Lebenshauche. Du folgtest ihm in seiner Stellung, und sowie von ihm auf Dich seine Treue und Anhänglichkeit übergegangen, ist es auch das Vertrauen unserer Familie. Ich spreche diese Worte nicht zu Dir, um mich Deiner zu versichern, dessen bedarf es nicht; sondern deshalb, um Dir die Wichtigkeit des Dienstes an das Herz zu legen, den ich jetzt von Dir fordere.

— Herr Graf, antwortete bewegt der junge Diener, das Andenken meines Vaters ist mir heilig, und daß ich sein Andenken wahren und durch Pflichterfüllung ehren kann, ist mein Stolz!

— Karl, sagte der Graf, indem er die Hand

auf seine Achsel legte, ich glaube und vertraue Dir! Setze Dich dort an mein Bureau.

— Wie, fragte Karl verwundert, an Ihr Bureau soll ich mich setzen?

— Ja, setze Dich, und schreibe, was ich Dir dictire.

Der Bediente trat schüchtern zu dem Bureau und ließ sich auf dem weich gepolsterten Lehnsessel nieder, der vor demselben stand.

— Nimm einen Briefbogen und theile ihn, sagte der Graf.

Karl nahm einen Briefbogen und zerschnitt ihn in zwei Hälften.

— Gut. Jetzt nimm eine dieser Hälften und schreibe!

— Ich bin bereit, sagte er und sah neugierig den Minister an, der neben dem Sessel stand.

— Noch eine Frage, Karl. Bist Du in einer der Vorstädte bekannt?

Das Gesicht des Dieners wurde purpurroth bei dieser Frage, verwirrt senkte er die Blicke auf das Papier nieder.

— Nun, Karl, was setzt Dich in Verlegen-

heit? Warum erröthest Du und schlägst die Blicke nieder? Bist Du in einer Vorstadt bekannt?

Ein leises „Ja" war die Antwort.

— Um so besser, fuhr der Minister fort; dann wird es Dir leicht werden, meinen Auftrag auszuführen. Wen kennst Du dort?

Die Verlegenheit des jungen Mannes hatte den höchsten Grad erreicht, leise und zitternd antwortete er:

— Ein junges Mädchen.

— Vortrefflich! sagte lächelnd der Graf, der sich nun die Verlegenheit Karl's erklären konnte. Also ein junges Mädchen! Wenn mich nicht alles täuscht, so liebst Du dieses Mädchen? Habe ich recht?

— Ja!

— Kennst Du Deine Schöne schon lange?

— Seit einem Jahre.

— Du möchtest sie wohl heirathen?

— Excellenz —!

— Sei offen — glaubst Du mit dem Mädchen glücklich zu werden?

— Ach, Excellenz, stotterte Karl in der größten Verwirrung, daran habe ich noch nicht zu

denken gewagt, obgleich die Erfüllung dieses Wunsches mich zum Glücklichsten aller Menschen machen würde. Meine Marie ist so arm, daß sie kaum die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen kann — ich weiß es; und doch klagt sie nicht und weigert sich, irgend etwas von mir anzunehmen. Seit einiger Zeit geht es ihr recht traurig, denn die Damen, für welche sie arbeitete, haben die Stadt verlassen aus Furcht vor der Revolution, und neue Kunden hat sie nicht finden können, da jetzt niemand daran denkt, sich Putzsachen machen zu lassen.

— Aber warum hast Du mir nicht längst davon gesagt? fragte freundlich und mild der Graf. Ich sollte glauben, daß sie von ihrem Manne für sich sorgen lassen kann.

— Ich wagte es nicht!

— Hast Du kein Zutrauen zu mir gehabt?

— Excellenz, deshalb nicht; Sie waren ja stets so gnädig gegen mich —!

— So hast Du einen andern Grund?

— Ja.

— Nenne ihn mir.

— Excellenz, wenn ich wüßte — —

— Nun, was willst Du wissen?

— Daß Sie mir nicht zürnen und die gute Meinung von meiner Marie nicht verlieren — ach, sie ist so unschuldig daran, sie hat es nicht einmal gewußt, und ist so unglücklich dadurch geworden.

— Was ist geschehen? fragte neugierig der Graf.

— Ach, Excellenz, wollen sie nicht böse sein? Ich habe es nicht gewußt, und Marie hat es auch nicht gewußt!

— So komme zum Ziele! Was ist es mit deiner Marie? Hat sie ein Verbrechen begangen?

— Nein, nein, rief eifrig der Diener, dessen ist sie nicht fähig!

— Nun?

— Sie ist die Tochter eines Rebellen. Ihr Vater, ein alter Maler, der nichts zu thun hat, gehörte der academischen Legion an und betheiligte sich bei dem Straßenkampfe in unserer Stadt. Er ist glücklich mit einer leichten Wunde davon gekommen; aber Marie ist untröstlich, denn sie weiß, daß mein Herr die Aufrüher haßt, und daß



er nie in meine Verheirathung mit der Tochter eines solchen Mannes willigen wird.

— Karl, sagte der Graf, Du sollst Dein Mädchen heirathen und wenn es selbst mitgefochten hätte. Ich kann den Vater nicht verachten, weil er für seine Meinung gekämpft hat, es zeigt an, daß er ein Mann von Muth und festem Character ist.

— Ja, Excellenz, das ist er, auf sein Wort kann man sich verlassen.

— In welcher Vorstadt wohnt er?

Der Diener zögerte mit der Antwort.

— Fürchte nichts, sagte der Graf, die Gesinnung des Malers kommt mir zu statten.

— Ist's möglich! rief Karl, indem er überrascht aufsprang.

— Ja, noch mehr. Der Maler soll Dir meinen Auftrag ausführen helfen, und deshalb ist es nöthig, daß ich seine Wohnung weiß.

— Sie wollen ihn also nicht verfolgen lassen?

— Im Gegentheil, Du sollst ihn für mich gewinnen, und zwar in einer Angelegenheit, die seinen Grundsätzen nicht widerstreitet. Ich bin

sogar überzeugt, daß er mit Freuden seine Hand dazu reichen wird.

— Er hat nichts zu fürchten?

— Nichts!

— Nun denn, der Vater meiner Marie wohnt in der äußern Vorstadt in der R . . gasse.

— Wohnt er allein?

— Allein mit seiner Tochter.

— Wenn ich nicht irre, so befindet sich in der Nähe dieser Straße ein Hospital?

— Ganz recht, es wird durch den Hospitalplatz davon getrennt. Die große Eingangsthür desselben liegt der Straße gegenüber.

— Gut, setze Dich, Karl, und schreibe.

Der Diener nahm seinen Platz wieder ein und ergriff die Feder.

Der Graf dictirte:

„Wenn es Ihnen gelungen ist, das Staatsge-„fängniß zu verlassen, so eilen Sie nach dem „Hosspitale der Vorstadt G. An der Hauptthür „desselben, welche der R . . gasse gegenüber liegt, „werden Sie zwei zuverlässige Männer vorfinden, „die für die Fortsetzung Ihrer Flucht sorgen wol-„len. Ein weißes Tuch, das der eine dieser

„Männer in der Hand trägt, diene Ihnen zum „Erkennungszeichen.“

— Hast Du geschrieben, Karl?

— Ja.

— Nun höre mich an: Du weißt die Wohnung des Kapitain's Walther?

— Ich war schon dort — in dem Hofe des Staatsgefängnisses.

— Dorthin gehst Du auf der Stelle, verlangst ihn allein zu sprechen und übergiebst ihm das Billet, das Du so eben geschrieben hast. Der junge Mann, den Du in Deinem Zimmer beherbergst, begleitet Dich und nimmt das Packet mit den Kleidern mit sich. Hast Du das Billet den Händen des Kapitains überliefert, so geht ihr beide zu dem Vater Deiner Marie. Diesem sagst Du, daß man die Flucht des Generals von B.. bewerkstelligt habe und bittest ihn, dem Flüchtling zu erlauben, in seinem Zimmer die Kleider anzulegen, die das Packet enthält.

— Ach, Excellenz, rief freudig der junge Diener, Marien's Vater lebt und stirbt für den General. Wie oft ist er in Klagen und Verwünschungen ausgebrochen, daß niemand zur Rettung

des Generals etwas unternimmt. Ich bürge dafür, daß er nirgends sicherer sein soll, als bei ihm, — Sie hätten keinen bessern Ort wählen können!

— Ist bei dem Maler der Empfang des Generals vorbereitet, fuhr der Minister fort, so eilst Du mit Deinem Begleiter an die Eingangsthür des Hospitals und erwartest die Ankunft des Flüchtlings. Wie Du aus dem Briefe ersehen, ist es nöthig, daß einer von Euch ein weißes Tuch in der Hand trägt, dies vergiß nicht. Kennst Du den General?

— Ich habe ihn ja diesen Morgen noch gesehen, antwortete Karl.

— So wirst Du ihn auch diesen Abend wieder erkennen?

— Ich zweifele nicht daran, Excellenz!

— Erfolgt die Ankunft des Generals, so gebt Ihr Euch zu erkennen, führt ihn in die Wohnung des alten Malers, veranlaßt ihn, die bereit gehaltenen Kleider anzuziehen, und unter dem Schutze derselben so schnell als möglich die Stadt zu verlassen. Diese Börse händigst Du dem General ein und diesen Passirschein dem jungen Manne, der ihn begleiten wird.

Der Minister holte beides aus einem Fache seines Secretairs und übergab es dem Diener.

— Jetzt, Karl, kennst Du Deinen Auftrag, vollziehe ihn, wie ich es von Dir erwarten kann. Ich empfehle Dir die größeste Vorsicht und vor allen Dingen trage Sorge, daß niemand, selbst der General nicht, meine Mitwirkung in dieser Angelegenheit ahnt — hörst Du, niemand!

— Ach, Excellenz, rief bewegt der junge Mann, müßte ich mein Leben für Sie hingeben, ich würde es mit Freuden thun! Verlassen Sie sich nur auf mich, ich werde alles pünktlich und treu ausführen.

— Und Deiner Marie sage, sie möge sich bereit halten, den ersten Kammerdiener des Grafen S. zu heirathen.

— Herr Graf —! rief Karl, warf sich zu den Füßen des Ministers nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen und Freudenthränen.

— Jetzt geh', mein Freund, und sende mir Deinen Gast!

Vor Freude taumelnd verließ Karl das Zimmer.

